1

DISKUS

1963 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

13. JAHRG. JANUAR

D 2442 F Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

1963

Foto: Absag Tüllmann

Während im vergangenen Jahr Kuba und im Jahr davor Berlin mögliche Ausgangspunkte eines Weltkrieges waren, haben die politischen Astrologen für dieses Jahr Ruhe und gutes Wetter angekündigt. In den Silvesterbotschaften führender Staatsmänner war derart oft von Frieden und Koexistenz die Rede, daß trotz des waffenstarrenden Hintergrunds etwas daran sein muß. In der Tat scheinen Chancen für eine Entspannung gegeben, wenn man auch nicht allzu viel erhoffen sollte. Es ist keineswegs ausgemacht, daß sich Chruschtschow in nächster Zeit nur noch mit Maisanbau und den chinesischen Genossen beschäftigt. Das Kuba-Abenteuer hat die Macht der Sowjetunion nicht geschmälert, sondern nur die der USA aufgewertet, weil sie einmal demonstriert werden konnte. Besonders Eifrige wollen das kubanische Beispiel schon auf Berlin übertragen, obwohl dort die Voraussetzungen genau umgekehrt sind. Eben deshalb ist es notwendig, in der kommenden Koexistenzphase Lösungen auszuarbeiten, Verhandlungen zu führen und nicht auf einen zweiten 13. August zu warten.

Im letzten Jahr hat ein gewisses Disengagement innerhalb der sich bisher geschlossen gegenüberstehenden Machtblöcke eingesetzt, das auf die Dauer einer Entspannung nur förderlich sein kann, weil es den vom Atom-Patt gekennzeichneten totalen Gegensatz auflockert. Ein Teil Ost-West-Aggressivität wird bereits durch den Machtkampf zwischen Moskau und Peking und durch die Streitigkeiten im westlichen Lager absorbiert. Langsam zeigt sich, daß die NATO keine Gemeinschaft ist, sondern nur eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung: für Illusionen ihrer Teilhaber haftet sie nicht. In dieser Situation müßte die Bundesregierung endlich eigene Vorstellungen und Initiativen entwickeln, die auch auf einen Ausgleich nach Osten hin zielen, der allein noch für „unsere Brüder und Schwestern" Erleichterungen bringen kann.

Restaurative Rechtsreform Seite 3

Linien der Filmkritik 2 Seite 5

Student und Politik in Afrika Seite 5

Mehr als eine Bloßstellung? Seite 7

Literarisches Porträt: Butor Seite 10

Franz Mon: Paul Scheerbart Seite 11

Lyrik von Maier, Bezzel, Sigel Seite 12

Was aber in Bonn als deutsche Ostpolitik hergezeigt wird, beginnt mit der fixen Idee, die DDR sei kein Staat und endet bei der Hallstein-Doktrin, die nach dem Schema von Lohn und Strafe dieser Fiktion diplomatische Anerkennung erzwingt: wer „Ostzone" oder „sogenannte DDR" sagt, ist ein Freund und erhält eine Botschaft samt Devisen- oder Entwicklungshilfe; wer DDR sagt, ist bestenfalls neutral und wird unterstützt, wenn Amerika es auch tut; wer die DDR anerkennt, ist kommunistisch und kriegt gar nichts. Dieses simple Einmaleins wird sich nicht mehr lange halten lassen. Denn die Zeiten sind vorbei, wo man noch mit gutem Gewissen von der Wiedervereinigung als wichtigster Aufgabe sprechen konnte. USA und UdSSR haben zumindest für den europäischen Kontinent die Grenzen ihrer Einflußbereiche anerkannt. Man kann nicht länger in der DDR ein Faustpfand sehen, das die Sowjetunion auf Druck oder gegen entsprechende wirtschaftliche und politische Leistungen herausgeben würde.

Erträgliche Verhältnisse, normale diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den osteuropäischen Staaten sind zunächst erforderlich für einen Ausgleich. Der Eiserne Vorhang kann nur dann zerschnitten werden, wenn man zuvor sein westdeutsches Pendant en miniature, die diplomatische Mauer der Hallstein-Doktrin beseitigt. Gerade weil die Bundesrepublik ein westlicher Staat in vorderster Linie ist, obendrein belastet aus dem letzten Krieg, sollte sie alles unterlassen, was bei ihren östlichen Nachbarn Haß und Verbitterung hervorruft und verewigt. Denn wer kann es diesen verdenken, daß sie von Revanchismus reden, wenn sie statt auf Verhandlungsbereitschaft auf Vorbedingungen stoßen.

Natürlich gehören Mut und Phantasie zum neuen Anfang. Es besteht keine Hoffnung, daß der Kanzler in seinem letzten(?) Amtsjahr noch auf diesen Kurs einlenkt. Ihm sind Eindeutigkeiten am liebsten. Er will wissen, wer Freund ist und wer Feind. Draußen und drinnen soll Ruhe und Ordnung herrschen, die Bürger sollen ihren Staat lieben und der Regierung vertrauen. Das Gespräch zwischen Kritiker und Kanzler haben vor 130 Jahren schon Nestroys Figuren geführt: „Hört's auf! Das is ja allweil 's nämliche." Antwort: „Ihr wißt nicht, was schön ist."

In der Innenpolitik wird es wohl bis zu den nächsten Bundestagswahlen allweil 's nämliche bleiben, so unschön wie je. Die FDP weiß, daß die CDU/CSU ihr bei der ersten günstigen Gelegenheit durch einen Kompromiß mit der SPD über das Mehrheitswahlrecht den Garaus machen kann. Nur die Dreieinigkeit von Mißtrauen, Egoismus und Angst hält die Koalition zusammen. Weil das Gespenst einer schwarzroten Regierung schon genug Nerven und Börsengewinne gekostet hat, wird die FDP loyal bleiben und weiterhin verkünden, sie sei eine staatspolitische Notwendigkeit.

Die SPD feiert 1963 ihr hundertjähriges Jubiläum. 98 Jahre war sie fast ständig Opposition, seit zwei Jahren ist sie Opportunistin und drängt sich so heftig nach politischer Mitverantwortung, daß sie darüber jede andere Verantwortung vergißt. Aber eine so ungeübte und von Anfang an obrigkeitlich regierte Demokratie wie die Bundesrepublik wird ohne aktive Opposition zum Patronagestaat verkümmern, in dem Ämter, Macht und Würden nach Proporz geteilt werden und das Parlament nur noch zustimmen statt kontrollieren kann.

Für das neue Jahr gibt es nur alte Aufgaben. Da die Regierung außer der Aufdeckung von Landesverrat und der Beilegung von Koalitionskrisen nichts geleistet hat, stehen Sozialpaket, Notstandsgesetze, Strafrechts- und Steuerreform noch immer auf der Tagesordnung. Hinzu kommt die Änderung der Militärkonzeption samt damit verbundener Erhöhung des Verteidigungsetats. Und wenn alles gut geht, geht im Herbst der Kanzler wirklich in Pension, und Erhard wird für eine Übergangsperiode sein Nachfolger.

M. M./R. D.

DISKUS Frankfurter Studentenzeitung Erscheint monatlich außer März und September.

Herausgeber: Alexander Gockel, Hans Haibach, Jochen Jahn, Hans-Walter Siebert, Herbert Wolf.
Redaktion: Reiner Diederich (Politik), Alexander Gockel (Kulturpolitik), Wolfgang Vogel (Ausland),
Karl Riha, Ror Wolf (Feuilleton), Norbert Ely, Peter H. Schröder (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,– jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Studentenabonnements (3,– DM) sind bei der Redaktion zu bestellen, ebenfalls Lieferungen in das Ausland.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

CAPITAL

Schnappschuß einer neuen Zeitschrift

CAPITAL kostet 10 Mark und wird schon dadurch seinem Namen gerecht. Es schreibt sich mit C, weil K zu proletarisch klänge. Auf der Titelseite der hier analysierten Nummer (3, 4. Quartal 1962) ist hundertmal „Capital" aufmarschiert, in einer schwarzen, einer roten und einer goldenen Abteilung. Ein Symbol, fürwahr, das nicht etwa die Volksaktien meint, sondern „die 100 Größten", Industriebetriebe unserer Bundesrepublik, die im Heftinnern langatmig tabelliert sind. Doch zunächst zum Impressum. Obenan steht eine „redaktionelle Formel", welche die erste Impression von dieser Zeitschrift bestätigt: „Redaktionelle Formel – das Menschliche wirtschaftlich, das Wirtschaftliche menschlich erklären". Ein Versuch, die Entfremdung in der platten Phrase aufzuheben. Es riecht geradezu nach großindustriellen Human Relations.

Als Chefredakteur fungiert Diplom-Kaufmann Adolf Theobald, der bereits TWEN aufblies und heute noch die meistdurchgeblätterte – denn von Lesen kann da keine Rede mehr sein – Studentenzeitung STUDENT IM BILD verantwortet. Mit CAPITAL erprobt er also zum dritten Mal seine Fähigkeit, exquisite Werbebroschüren für teures Geld unter die Leute zu bringen. Vielleicht kann man Theobald als Vater eines neuen Zeitschriftentyps bezeichnen, der dadurch charakterisiert ist, daß Anzeigenteil und redaktioneller Teil fließend ineinander übergehen, daß das ganze Heft schließlich zu einer einzigen Anzeige wird: wie es ist, ist es schön, und es bleibt schön, wenn alles bleibt, wie es ist.

Argumentation haben solche Zeitschriften kaum nötig, sie wirken durch sich selbst, ihre „Vorurteilslosigkeit" ist penetrant und durchschaubar. CAPITAL kann sichs leisten, Konjunkturprognosen der Gewerkschaften neben denen des Industrieinstituts zu veröffentlichen, in der sicheren Gewißheit, daß nichts sein fades Glanzpapier durchschlägt. Im redaktionellen Vorspann gönnt sich Theobald sogar eine Meinung, indem er den „halb resignierenden, halb optimistischen Ausspruch eines Industriellen" zitiert: „Wir haben Ebert und Hitler überstanden, wir werden auch noch Ollenhauer überstehen". Die leicht diffamierende Gleichsetzung, die Rede vom „Überstehen" Hitlers – wer hat ihn wohl besser überstanden als seine Förderer? – sagen genug.

Gleich auf den ersten Seiten wird klar, was es bedeutet, das Wirtschaftliche menschlich zu erklären. Da streckt eine schwarze Mutter mit Kind leidvoll aber graphisch piekfein ihre Hände aus – der Texter kommentiert, Entwicklungshilfe sei und bleibe eine humanitäre Aufgabe. Drei Seiten weiter erblicken wir das Bild einer rheinischen Industrieanlage: „Entwicklungshilfe ist Hilfe für die eigene Industrie". Denn das Menschliche muß ja wiederum wirtschaftlich erklärt werden.

„Capital Reportage", „Capital Enquête", "Capital Kritik", „Capital Resumé", so geht es munter fort, unterbrochen durch „im Auftrage der Inserenten gestaltete Anzeigen besonderer Art", die auf den dritten Blick als Anzeigen erkennbar sind und in denen zum Beispiel für eine Werbeagentur mit den Worten geworben wird: „Über allem steht die Idee". Nur welche, können sie nicht mehr sagen, und man fühlt sich an jene andere, verbürgte Anzeige erinnert, die einmal einen „Käse von Format" anpries. Genau so ist CAPITAL.

„Wie klug sind Professoren?" fragt die Zeitschrift anläßlich einer Tagung des Vereins für Socialpolitik. Sie läßt die Verfechter der alten liberalistischen Mär von Angebot und Nachfrage zitatmäßig über jüngere Ökonomen mit „Plänen und Programmen" triumphieren. Aber nicht daß sie selber Stellung nähme. Die ironische Distanziertheit, die eine Sache erst schmackhaft macht, zählt vielmehr zu den Spezialitäten solcher Zeitschriften. So ist in „Hausbar 62 oder der demonstrative Konsum in elf Flaschenträumen nach Thorstein Veblen" aufgezeichnet, was sich der moderne Mensch erträumt. Hier hängt unter anderem einer Whiskyflasche das Bundesverdienstkreuz um den Bauch. „Golfspielen mit Berthold Beitz" und „Rolls Royce als Zweitwagen" sind weitere Träume. Thorstein Veblen drehte sich im Grab herum, wüßte er, daß nun auch seine Theorie vom demonstrativen Konsum der „feinen Leute" diesen für eben denselben angerichtet wird.

H. Daumier

Zu guter Letzt philosophiert CAPITAL über „das Ende", nicht der Menschheit, sondern eines alten Ford oder einiger Campari-Kisten. In dekorativen Buntfotos wird gezeigt, wie die Warenwelt verrostet. „Man hofft auf eine hilfreiche Macht, eine großzügig zurücknehmende Natur", wo der Müllschlucker genügte, und bewundert kurz darauf, daß „die Methoden der Wiederverwertung nicht weniger eifrig verfeinert werden als diejenigen des Wegwerfkonsums". Man weiß: „Sogar was sich künstlerisch und unverpflichtet heiter gibt, ist berechnetes Instrument im Dienst einer berechnenden Absicht", und sagt im selben Atemzug: „Darum ist die Mode als ein Mittel, diesen Teufelskreis zu durchbrechen, so lobenswert und lebenswichtig!"

CAPITAL muß die Mode loben, weil es selbst zu ihr gehört und in seiner nebelhaften „Absichtslosigkeit" konkreten Interessen dient. CAPITAL ist nur im Abonnement erhältlich, für Manager, Aktionäre und solche, die es sein möchten, hergestellt, hat jene excellente Aufmachung, die einem von MAGNUM bis zu Veselys Filmen zum Hals heraushängt, die ins bessere Heim à la dansk form paßt und in die sterilen neudeutschen Städtelandschaften aus Messing und Spannbeton.

Bert Welz

Im Interesse aller

„ . . . und Sie bitten, meine Gedanken zu prüfen." Das Wort „Gedanken" bezieht sich dabei auf den Inhalt der Ansprache, die Bundeskanzler Adenauer Weihnachten an sein Volk richtete. Unterschied sich auch die jüngste nicht wesentlich von den frohen Botschaften vergangener Festtage, so verstand es der Redner doch, diesmal seinem Vortrag des Immergleichen einiges an kitzelnder Würze beizugeben. Nicht daß der Kanzler das umlaufende Gerücht bestätigt hätte, er habe Herrn Augstein einen warmen Pelz ins Untersuchungsgefängnis geschickt – soweit geht die Nächstenliebe nun doch nicht – nein, der Regierungschef ließ die Zuhörer lediglich an seiner Unruhe teilhaben. Denn nicht nur „die letzten Wochen, ja die letzten Monate waren erfüllt von großer Unruhe", auch der Bundeskanzler war es. Was bedrückte ihn so? Der berüchtigte Ernst der Lage? Sicher, aber vor allem betrübte ihn die Selbstzufriedenheit, nicht seine, die des Volkes versteht sich, und er forderte strengen Gesichts intensive Selbstprüfung, nicht von sich, vom Volk natürlich.

Was den lieben Zuhörern und Zuhörerinnen leichter fiel, sich selbst oder die „Gedanken" des Kanzlers zu prüfen, dürfte unschwer zu erraten sein. Denn bei Sätzen wie: „Kritik um der Kritik willen trägt nihilistische Züge" oder: „Ein jeder, sage ich, muß diesem Staate Achtung zollen" oder: „Namentlich in einer Zeit, in der so viele alles unterwühlen möchten" braucht man sich nicht lange aufzuhalten. Diese allzu bekannten Sprüche richten sich selbst und den, der sie von sich gibt. Nach bewährtem Muster teilte der Kanzler die Welt in Schafe und Böcke ein: es gibt atheistische, weil kommunistische Völker, und es gibt Völker, die „im christlichen Boden wurzeln". Zu letzteren gehört die Bundesrepublik, in der „ja alle Christen sind", deshalb wird sie „den Gegnern des Christentums nicht unterliegen". Zum Schluß: Friede allen, die guten Willens sind, und guten Willens sind alle, die den Kanzler in Frieden lassen – „im Interesse aller" versteht sich. hh

Ist die SPD jetzt salonfähig?

Man erinnere sich: auf dem Höhepunkt der von Augstein und Strauß gemeinsam ausgeheckten Koalitionskrise hieß es plötzlich: Wehner ante portas! Anfang Dezember 1962 berichteten die Zeitungen erstmals, daß Minister Lücke Kontakte zur SPD aufgenommen habe, um die Möglichkeiten für eine „Große Koalition" zu diskutieren. Am folgenden Tag schrieb dann die „Frankfurter Rundschau", daß die ersten Sondierungsgespräche zwischen CDU und SPD bereits vor drei (!) Wochen stattgefunden hätten. Außer Vertretern der beiden Parteien nahmen an ihnen auch führende Vertreter der Industrie teil. Bei diesem geheimen Rendezvous soll außer Fragen der Lohn- und Preisstabilität ein besonders delikates Manöver erörtert worden sein: Gängelung der Industrie durch die CDU, der Gewerkschaften durch die SPD.

Nun, da die Hochzeit nicht stattgefunden hat, weil die alte Ehe des alten Bräutigams restauriert worden ist, ist es nicht ganz reizlos, sich zu überlegen, warum die schließlich verschmähte Braut so scharf auf sie gewesen ist. Liebe war sicher nicht im Spiel. Noch am 28. November erklärte Fritz Erler: „Die Ära Adenauer mit all ihren häßlichen Randerscheinungen ist nun endgültig vorüber. Eine Koalition der Sozialdemokraten mit den Christdemokraten ist im gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich. Diesbezügliche Gerüchte sollen nur die FDP weichmachen. Aber die SPD wird sich nicht dazu benutzen lassen, Adenauers Hausmacht zu stützen". Wenige Stunden später trafen sich Lücke und Wehner, um die Mitgift auszuhandeln.

Die historische Perspektive bietet zwei wesentliche Aspekte. Auf der einen Seite steht Adenauer jahrelanges, wahrhaft unermüdliches Bemühen, die SPD mit immer neuen und immer unsinniger werdenden Verleumdungen zu bedenken, die besonders die Wahlkämpfe von 1957 und 1961 so lebendig gestalteten: wer SPD wählt, leistet dem Kommunismus Vorschub. Eine mit solch rotem Mäntelchen versehene SPD mußte jeden wahrhaften Kleinbürger in Angst und Schrecken versetzen; bei

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

jedem noch so geringen Machtzuwachs der „Roten" würde dieser kleine Bürger deshalb ein Stückchen zur Seite nach rechts rutschen. Was in den nächsten Monaten sich auch ereignen mag: nachdem Adenauer mit Ollenhauer, Wehner und Erler gesprochen hat, ohne sich vorher und nachher öffentlich zu bekreuzigen, wird es ihm fürderhin schwer fallen, mit einigem Anspruch auf Glaubwürdigkeit die SPD als Antichristen zu schelten. Die SPD ist salonfähig geworden.

Zumindest spaßeshalber muß man sich überlegen, was für die SPD herausgesprungen wäre, wenn sie wirklich Zutritt zum Allerheiligsten der Regierungsbänke bekommen hätte. Zunächst einmal hätte sie durch sachlich qualifizierte Arbeit sich eine günstigere Ausgangsposition für kommende Wahlen schaffen und manche Erfahrung sammeln können, die ihr im Fall einer alleinigen Regierung zugute käme. Ebenso wichtig ist wohl ein weiterer Grund: eine noch so qualifizierte Regierung mit noch so großer Mehrheit im Parlament kann heute nicht mehr gegen die Bürokratie der Verwaltungshierarchie regieren – das hat sich z. B. vor einigen Jahren in Hamburg gezeigt, wo die CDU nicht zuletzt an der SPD-Verwaltung gescheitert ist. Die kurzfristige Umbesetzung aller einigermaßen wichtigen Positionen ist unmöglich; real möglich ist nur eine allmähliche „Unterwanderung". Das wäre bei einer Partizipation an der Regierung in ausgezeichneter Weise gegeben gewesen.

Bemüht man sich, die Haltung der SPD während der Koalitionsverhandlungen zu verstehen, muß man sich auch einmal überlegen, ob die SPD vielleicht gar nicht ernsthaft in die Regierung wollte. Frage: was wollte die SPD dann – neben der sozialen Anerkennung durch den Erzfeind Adenauer – mit ihrem Verhandlungsangebot erreichen? Hier erheischt folgende Erklärung Aufmerksamkeit, weil – im Falle ihrer Realgeltung – Wehner gezeigt hätte, daß er die von Adenauer eingeführten Spielregeln erkannt und sogar um neue Finessen bereichert hat.

Man sagt sicher nichts Neues, wenn man behauptet, daß Bundeskanzler Adenauer zur Zeit der gefährlichste Feind der CDU ist. Er ist in der Lage, die CDU zu ruinieren – durch sein bloßes Ausharren an der Parteispitze (von Regieren kann ohnehin keine Rede mehr sein). Was also kann der SPD näher am Herzen liegen, als diesen Mann bei seiner Destruktionsarbeit zu unterstützen. Und unabhängig davon, ob es das bewußte Ziel der SPD gewesen ist: durch ihr Verhalten während der Koalitionsverhandlungen hat sie verhindert, daß Adenauer seinen Verteidigungsminister in die Wüste begleitete.

Welcher dieser Spekulationen man immer den Vorzug geben mag: es scheint, daß die SPD inzwischen eine Menge von Adenauer gelernt hat. Und wie immer ein unbekannter zukünftiger Geschichtsschreiber die historische Größe Adenauers beurteilen wird, er wird nicht umhin können zuzugeben, daß dieser Kanzler die Spielregeln unserer Demokratie in erschreckend eindeutiger Weise geprägt hat: die Oppositionspartei (man entschuldige den hochtrabenden Namen) hat sich von ihrem parlamentarischen Gegner Mittel und Methoden der Auseinandersetzung aufzwingen lassen – ohne mehr als ganz leise zu murren. Lothar Hack

leserbriefe

Berichtigung zu Kleineuropäer + Revisionisten

Sehr geehrter Herr Diederich,

ich habe mich vor kurzem zum Thema „Die deutsch-französische Freundschaft und die Verständigung mit unseren östlichen Nachbarn" geäußert. Ihre kritischen Bemerkungen dazu sind unter der Überschrift „Kleineuropäer und Revisionisten" in Nr. 8/9 (1962) des „Diskus" erschienen. „Man darf annehmen", heißt es dort, „daß Hackenberg bereits vor 1945 für das Völkerrecht eintrat, als die Deutschen im Osten nicht nur Heimatrechte verletzten . . . und die versklavten Völker des Ostens' beklagte, als sie nicht nur versklavt waren, sondern in Arbeitslager und Gasöfen geschickt wurden."

Sie dürfen es annehmen, Herr Diederich. Ich gehörte zur Zeit der ersten tschechoslowakischen Republik zu jenem Kreis, der eine verständnisvolle, staatsbejahende Zusammenarbeit des deutschen Volksteils mit der tschechischen Nation anstrebte und auf Teilgebieten auch erreichte. Wir haben diese mühsam errungenen wertvollen Ansätze in gemeinsamen Widerstandskreisen vor allem der jungen Generation beider Völker auch dann noch gepflegt, als längst der großdeutsche Nazismus geifernd im Land saß. Ebenso habe ich mich als Besatzungssoldat in Polen bemüht, nie das Risiko zu scheuen, das in jenen Jahren mit allen Handlungen aus Menschlichkeit und Gewissen verbunden war. Ferner erinnere ich mich, daß wir auch in der Periode der deutschen Kriegserfolge in unseren Funkwagen die Sonette Schneiders und die Hirtenbriefe der Galen, Faulhaber und Bornewasser abschrieben und von Hand zu Hand gehen ließen. Wenn ich trotzdem noch am Leben bin, wollen Sie mir diesen Sachverhalt bitte nicht allzu sehr ankreiden. Ich möchte aber übrigens gar nicht so sehr auf die Ausnahmesituation hinaus, die seit 1938 im ostmitteleuropäischen Raum sich auszubreiten begann. Was mir vorschwebt, ist die Bereitung eines Bodens, auf dem ohne übermenschliches Heldentum der gesunde Sinn zweier Völker den gebotenen Ausgleich finden kann. Dabei bin ich allerdings im Gegensatz zu Ihnen der Meinung, daß der neue Rechtsbruch (die Vertreibung) niemals die „Wiedergutmachung" eines anderen Rechtsbruchs (Vergewaltigung der slawischen Völker) darstellen kann. Ich kenne auch tschechische Freunde, die zu diesem Standpunkt sich durchgerungen haben.

Mit freundlicher Begrüßung
Richard Hackenberg, MdL

Weder links noch rechts

Was erwarten Sie von einer Studenten-Zeitung? Auf diese Frage wird man im allgemeinen, sogar von Bewerbern für den Herausgeber-Posten des Diskus, zu hören bekommen, das spezifisch Studentische einer Studenten-Zeitung müsse die Beschäftigung mit Hochschulfragen sein. Sie werden wohl kaum erwarten, daß ich das leugne, aber diese Antwort berührt doch nicht den geistigen Gehalt dessen, was man von einer Studenten-Zeitung erwartet.

Was ist das Spezifische der Gruppe „Studenten im Gegensatz zur Struktur der Gesamtgesellschaft? Im wesentlichen ist es doch der Grad der geistigen Ausbildung, wenn nicht sogar der Intellectualität, weiterhin eine gewisse Unabhängigkeit, die die meisten Akademiker später nicht mehr haben werden können. Aus diesen Eigenheiten erwächst ihr eine gesellschaftliche Function, der außer der sogenannten freischwebenden Intelligenz sich darum nur die Studentenschaft annehmen kann. Wenn auch oft bestritten, so besteht doch zwischen den Intellectuellen als socialem, Phänomen, und progressivem, kritisch-oppositionellen Denken ein positiver Zusammenhang. Deswegen ist eine wesentliche Aufgabe der Studentenschaft die Kritik, das Vorwärtstreiben auf theoretisch-politischem und kulturellem Gebiete. Man kann von der älteren Generation kaum erwarten, daß sie einen Avantgardismus vertrete, da im Alter Anschauungen, Meinungen und Prinzipien verfestigter und starrer werden. Es ist eine traurige Tatsache, daß in Deutschland die Mehrzahl der Studierenden dem konservativen Geist der Alten – um nicht zu sagen der Uralten – huldigen. Ob es immer so war, kann ich nicht beurteilen, das ändert jedoch an der Tragik dessen nichts. Haben wir nicht schon genug konservative Blätter unter den Tageszeitungen? Ich wüßte keine einzige kritisch-oppositionelle Tageszeitung zu nennen.

Nun will ja eine Studenten-Zeitung auch ein Organ der gesamten Studentenschaft sein, und man wird einwerfen, daß der größte Teil der frankfurter Studentenschaft eben nicht „links" eingestellt sei, und daß darauf Rücksicht genommen werden müsse. Ein großer Teil der deutschen Studenten steht jedoch weder links noch rechts, sondern ist völlig indifferent, und wird höchst selten einmal in eine Studenten-Zeitung hineinsehen, ganz gleich welcher politischen Richtung diese angehört. Die potentielle Leserschaft ist in den politischen Gruppierungen der Hochschule zu suchen, und die politisch aktiven Studenten häufen sich folgerichtigerweise auf der linken Seite.

Gunnar v. Kleist, Offenbach/Main

Nächster Redaktionsschluß am 3. Februar 1963

BEILAGENHINWEIS: Einem Teil der Auflage liegt ein Prospekt der Frankfurter Rundschau bei.

Die restaurative Strafrechtsreform

Am Beispiel der Arbeitsschutz- und Landesverratsparagraphen erläutert von Horst Harnischfeger

Der Entwurf eines Strafgesetzbuches vom 4. Oktober 1962, der nun von der Bundesregierung dem Bundestag zugeleitet wurde, bringt einige Neuerungen gegenüber dem bisherigen Rechtszustand, aber keine Reformen. Zu den Grundlagen dieses Entwurfs hat der Verfasser in einem Artikel im DISKUS Nr. 6/62 Stellung genommen. Einzelne Tatbestände sollen heute unter die Lupe genommen werden.

Man gibt sich fortschrittlich: Neue strafrechtliche Tatbestände werden mit der „Weiterentwicklung des sozialen Lebens" und dem „Fortschreiten der Technik" begründet. Alte Tatbestände sollen abgeschafft werden (insbesondere Sondervorschriften für den Zweikampf), weil sie „für einen vergangenen gesellschaftlichen Zustand von Bedeutung waren" und nun „überlebt" sind (Entwurf eines Strafgesetzbuches, E 1962, Bundestagsdrucksache IV 650, S. 262).

In Wahrheit zeichnet sich der Entwurf durch die notwendigen Neuerungen aus, die er nicht vorsieht und durch Neuerungen, die er unbegründeterweise vorschlägt. Man kann nicht von einem Reformwerk sprechen, wenn man im wesentlichen Strafvorschriften aus Nebengesetzen in das StGB übernimmt. Nirgends spürt man etwas von einer wirklich kritischen Neubearbeitung unseres weitgehend aus dem Jahre 1871 stammenden Strafrechts.

Diese allgemeinen Thesen können freilich hier nicht in extenso an Hand aller Paragraphen erwiesen werden. Einige Beispiele mögen genügen. Mit § 155 des E 1962 wollen die Verfasser „einen Teil der in weiten Kreisen der Öffentlichkeit erhobenen Forderungen nach einem erweiterten Schutz der Arbeitskraft im StGB" erfüllen (S. 290): „Wer Kinder, Jugendliche oder Schwangere in einem Dienst- oder Arbeitsverhältnis ... überanstrengt und dadurch die Gefahr des Todes oder einer schweren Schädigung an Körper oder Gesundheit bringt, wird mit Gefängnis von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft." Diese Bestimmung ergibt sich aus einer Zusammenfassung der §§ 66 Abs. 2 Jugendarbeitsschutzgesetz und 29 Abs. 1 Satz 2 Mutterschutzgesetz. Die letztgenannten Vorschriften sollen nach Erlaß des neuen StGB entfallen. Will man den Bürgern Sand in die Augen streuen? – eine neue soziale Vorschrift, die weder neu noch in ihrer Bruchstückhaftigkeit sozial ist! Warum wurde kein Titel mit detaillierten Vorschriften zum Schutz der Arbeitskraft vorgeschlagen?

Wir sind im wesentlichen ein Volk von Arbeitnehmern – aber die Bundesregierung meint, daß deren Schutz nicht so dringlich sei wie etwa der Schutz von Tieren oder Vermögensgegenständen. Es gibt einen ganzen Abschnitt von nicht weniger als 56 Paragraphen zum Schutze des Vermögens, einen Titel über Tierquälerei; doch was gilt der arbeitende Mensch? – grundsätzlich wenig oder nichts. Ob hier die Bundesregierung spezifische Interessen der Arbeitgeber wahrnimmt oder lediglich an einer Verwirrung der Werte leidet, sei dahingestellt. Wahrscheinlich spielt beides eine Rolle.

In der Begründung zum § 155 heißt es lapidar: Die Überanstrengung eines Arbeitnehmers mit gesundheitsschädlichen Folgen sei kein kriminelles Unrecht. Ist es das wirklich nicht? In Zeiten der Arbeitslosigkeit bleibt jeder Arbeitnehmer gezwungen, jede Arbeit und alle Bedingungen anzunehmen, die ihm geboten werden. Ich meine, daß es kriminell ist, wenn in solcher Situation ein Arbeitgeber Arbeiter oder Angestellter bis zu deren Zusammenbruch ausnutzt. – Der liberale Standpunkt feiert Auferstehung: Der Arbeitsvertrag ist frei abgeschlossen und volenti non fit iniuria, wer sich überanstrengt und seine Gesundheit ruiniert, hat selbst schuld.

Noch hat der Bundestag diesen Entwurf nicht zum Gesetz erhoben. Es ist also in der Öffentlichkeit zu diskutieren, welche Vorschriften wünschenswert sind. Als Minimalforderung wäre in ein neues StGB eine Vorschrift aufzunehmen, die jeden, der einen anderen im Dienst- oder Arbeitsverhältnis überanstrengt und damit dessen Gesundheit schädigt, mit Strafe bedroht. Eine Beschränkung auf Kinder, Jugendliche und Schwangere entbehrt jeder Begründung: ebenso die Beschränkung auf schwere Gesundheitsschädigung und Todesgefahr; liegt doch das Kriminelle einer solchen Handlung in der rücksichtslosen Ausbeutung des sozial Schwächeren.

Ein weiterer Bereich, in dem der Entwurf große Lücken aufweist, ist die Regelung des Landesverrats. Im Wesentlichen werden die Vorschriften des geltenden Rechts übernommen. Sie sind nicht erst seit der Spiegel-Affäre aktuell, sondern an ihnen beweist sich, ob ein Strafrecht in freiheitlichem Geist konzipiert wird oder nicht – genauso wie sich an der Regelung von Arbeitnehmervorschriften die soziale Haltung einer Regierung offenbart. Die Tatbestände bei Spionage und die Sonderbestimmungen für Amtsträger, Bundeswehrangehörige etc. sollen hier nicht näher untersucht werden. Von der größten Bedeutung für jeden Bürger sind die §§ 383 und 385 des Entwurfs. Sie justifizieren den vorsätzlichen und den fahrlässigen Landesverrat.

Wie bei allen Strafnormen des Staatsschutzes sind zwei Dinge zu berücksichtigen und gegeneinander abzuwägen: Das Wohl und der Bestand des Staates auf der einen – die Freiheit des Einzelnen und die demokratische Willensbildung auf der anderen Seite. In der Begründung des Entwurfs ist von dem zweiten Gesichtspunkt keine Rede. Der zentrale Begriff ist das Wohl des Staates. Es soll geschützt werden gegenüber anderen Staaten, die ihm durch Kenntnis von „Staatsgeheimnissen" schaden könnten. Staatsgeheimnisse sind – so heißt es in der Legaldefinition des Entwurfs (§ 393) und auch im geltenden Recht – „Tatsachen, Gegenstände oder Erkenntnisse . . ., deren Geheimhaltung von einer fremden Regierung für das Wohl der Bundesrepublik Deutschland oder eines ihrer Länder erforderlich ist". Wer ein solches Geheimnis an einen Unbefugten gelangen läßt oder bekannt macht, wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft, wenn er die Gefahr vorsätzlich herbeiführt oder doch wenigstens in Kauf nimmt (dolus eventualis). Führt er die Gefährdung fahrlässig herbei, so droht ihm Gefängnis bis zu fünf Jahren.

Jedem wird die außerordentliche Unschärfe der Begriffe Staatsgeheimnis und Staatswohl auffallen. Es ist einsichtig, daß eine Regierung mit willfähriger politischer Justiz jeden unbequemen Journalisten, Politiker oder Stammtischredner durch die Landesverratsparagraphen ins Gefängnis oder ins Zuchthaus bringen kann.

Hat unsere Regierung vergessen, daß sie mit der Verpflichtung auf das Grundgesetz auch die Pflicht übernommen hat, Art. 5 GG, der die Meinungs- und Informationsfreiheit garantiert, bei allen Handlungen zu berücksichtigen? Mit den Vorschriften des Entwurfs wird der Staat als bloßes Machtzentrum zum Götzen gemacht und sein Inhalt – nämlich der freie Einzelne und die Gemeinschaft freier Individuen – verleugnet. Gegenüber dem Entwurf von 1962 wie auch dem alten Rechtszustand sind viele Neuerungen wünschenswert. Vor allem muß der Begriff des Staatsgeheimnisses eng und klar umgrenzt werden. Freilich, jede Kritik am Staat, jede Aufdeckung von Mißständen kann das Staatswohl gefährden; aber noch sehr viel mehr gefährdet die Unterdrückung von Kritik und das Verschweigen von Mißständen den demokratischen Staat.

Die jetzige Formulierung der Landesverratsparagraphen ist so weit, daß sie vor dem rechtsstaatlichen Prinzip nulla poena sine lege kaum Bestand haben kann. Denn für den Einzelnen ist es völlig ungewiß, wann er ein Staatsgeheimnis verrät. Es kann also für ihn eine Überraschung bedeuten, wegen Landesverrats verurteilt zu werden.

Man könnte noch an vielen Tatbeständen Kritik üben und auch die eine oder andere Verbesserung – leider nicht sehr viele – gegenüber dem geltenden Recht hervorheben. Die beiden hier angeschnittenen Fragen genügen jedoch, um die Tendenz des Entwurfes deutlich zu machen: Er hält im Wesentlichen den bestehenden Rechtszustand aufrecht (dieser stammt weitgehend aus dem Jahre 1871) und ist deshalb nicht verwunderlicherweise eher autoritär als freiheitlich und eher antisozial als sozial in der Grundstimmung. Was schon für die Konzeption des Schuldstrafrechts gesagt wurde, stimmt auch für die einzelnen Straftatbestände: Warum nur Flickwerk wo eine Reform nötig ist?

Vor 30 Jahren

Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler, Demagoge, Putschist, Führer einer Bewegung von depossedierten Mittelständlern, Arbeitslosen und Phantasten zum Reichskanzler ernannt. Die ihm in den Sattel halfen – Großindustrie und nationale Rechte – glaubten, ihn für ihre Zwecke einsetzen zu können. Noch am Abend desselben Tages zogen SA-Stürme mit Fakkeln durch das Brandenburger Tor. Im Rundfunk war zu hören: „Ein dauernder Jubel dringt herauf. Adolf Hitler steht mit todernstem Gesicht am Fenster. Und doch leuchtet es in seinen Augen über dieses erwachende Deutschland, über diese Massen von Menschen aus allen Ständen, aus allen Schichten der Bevölkerung, die hier vorbeimarschieren. Alle Klassenunterschiede sind verwischt. Ein wunderbares Bild, ein Bild, das man so bald jedenfalls nicht wieder erleben wird! Diese gereckten Arme, das Heilrufen! Ich hoffe, daß unsere Hörer auch nur eine Idee davon bekommen, wie ungeheuer groß dieser Augenblick ist!" Die Folterkeller standen schon bereit. KZ und Krieg folgten ihnen.

●

„Wohin geht der Jubel, der betrogen wurde? Meist schaukelt er noch eine Zeitlang im bewegten Gemüt und sackt dann ins Nichts ab. Die Hinterbliebenen sind leidtragend und leicht gelähmt; was nicht hindert, daß derselbe Fall denselben Menschen wiederkommt, und man ist nicht klüger geworden. So liegen zwischen Weltkrieg und Hitlersieg nur fünfzehn Jahre; die Betrügbarkeit, die „Volksgemeinschaft", sogar die „Ideen von 1914", die die von 1789 ablösen sollen, sind im heutigen Bild verwandt erhalten". Ernst Bloch, 1934

Die russische Intelligentsia

„Der Denkweise der gelehrten Klassen muß es allerdings als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß es einmal keine Karrenschieber, keine Architekten von Profession geben soll, und daß der Mann, der eine halbe Stunde lang als Architekt Anweisungen gegeben hat, auch eine Zeitlang die Karre schiebt, bis seine Tätigkeit als Architekt wieder in Anspruch genommen wird."

Diese Sätze aus Friedrich Engels Anti-Dühring sind handgreiflicher Ausdruck dessen, was sein Freund Karl Marx zu ungezählten Malen mit dem Begriff von der „absoluten Disponibilität des Individuums" für die Arbeitswelt der Zukunft forderte. Urheber der Marxschen Forderung war zweifellos Humboldts Bildungsideal: Von der Individualität über die Universalität zur Totalität – nun aber nicht mehr als Privileg jenen Geistesaristokraten vorbehalten, die als „große Entelechien" geboren sind, sondern von Karl Marx im Geiste Rousseaus zum allgemeinen Menschenrecht erhoben.

Der Stifter des Marxismus war so zum absoluten Humanisten geworden und lebte folgerichtig in der Erwartung einer allgemeinen und gleichen Bildsamkeit aller Menschen. Daß sich diese Erwartung in seinen Tagen noch nicht erfüllt hatte, machte er den „gelehrten Klassen" zum Vorwurf, die die Arbeiterschaft darum betrogen hätten. Marx glaubte deshalb zuversichtlich, daß der Untergang der Bourgeoisie und der mit ihr verbundenen „gelehrten Klassen" der proletarischen Gesellschaft eine Gleichheit an Macht und Privilegien bringen werde und dementsprechend eine geistige Mündigkeit des einzelnen Proletariers. Voller Zweifel stand er Bakunins Behauptungen in dessen „Staat und Anarchie" gegenüber, die besagten, daß der sogenannte Volksstaat nichts anderes sein werde, als eine despotische Herrschaft einer neuen zahlenmäßig kleinen Aristokratie echter oder unechter Wissenschaftler über die arbeitenden Massen.

Bakunin hatte offensichtlich ein besseres Verständnis für das Problem der Macht, aber rückblickend ist klar, daß keiner von beiden die neuen Aspekte des Problems sehen konnte, die erst im 20. Jahrhundert sichtbar wurden. Die entscheidende Fragestellung muß nicht mehr gerichtet sein auf die Beziehungen zwischen Klassen sondern auf die Beziehungen der Klassen zum System organisierter politischer Macht. Diese Erkenntnis ist zugleich Ergebnis und Arbeitsprinzip einer Studie von Richard Pipes, (Die russische Intelligentsia, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1962) die hauptsächlich die Struktur der „nachrevolutionären Gesellschaft" am Beispiel der sowjetischen Intelligentsia untersucht.

Einblick in die Arbeitsbedingungen dieser Untersuchung, die sich aus einer Reihe von Beiträgen namhafter Historiker, Politologen und Soziologen zusammensetzt, gibt etwa Leo Labedz, wenn er sich mit der Definition des Begriffs Intelligentsia befaßt:

„Die Schwierigkeiten, die Intelligentsia zu definieren, bestehen unter anderem darin, daß es kaum möglich ist, diese Gruppe in die allgemeine Sozialstruktur einzuordnen. Schriftsteller, Künstler technische Spezialisten, Manager, apparatschiki, Offiziere der Armee, Verwaltungsfachleute, Ärzte, Lehrer – alle diese und auch die Sekretäre und Werkmeister scheinen keine stark zusammenhängende soziale Gruppe zu bilden. Ist sich die Intelligentsia denn ihrer selbst als einer Gruppe und ihrer Abgrenzung gegen andere Gruppen bewußt? Die zweite Schwierigkeit betrifft die Reichweite der Definition, d. h. die Frage, wo die Linie zwischen geistigen und körperlichen Betätigungen in der generellen Beschäftigungsstruktur zu ziehen ist. Auch hier decken sich die doktrinären Angaben nicht mit der wirklichen sozialen Situation. Selbst unter der Diktatur des Proletariats findet die Bevölkerung es wünschenswerter, der Intelligentsia anzugehören als der arbeitenden Klasse, da sich die geistige Beschäftigung eines höheren Ansehens erfreut als körperliche Arbeit. Die Folge davon ist eine Begriffsverwirrung und statistische Ungenauigkeit."

Ungeachtet solcher Schwierigkeiten ist das Autorenkollektiv mit Richard Pipes an der Spitze, weit davon entfernt, seine Untersuchungsergebnisse schüchtern vorzutragen oder zaghaft zu formulieren. So bemerkt der eben zitierte Leo Labedz:

„Marx und Engels haben versäumt, eine klare Definition der Klasse zu geben, und sie haben nicht gesehen, daß die Probleme politischer Macht und sozialer Umschichtungen, Probleme wirtschaftlicher Privilegien und sozialer Mobilität, noch weiter bestehen, ob nun die Gesellschaft verschiedene Schichten aufweist oder ‚klassenlos' ist. Sie haben wohl bemerkt, welchen Umfang die Berufs-Intelligentsia gewonnen hatte, aber sie haben sich nicht vergegenwärtigt, wie sich dies auf die Gesellschaft auswirken würde, die aus der ‚Diktatur des Proletariats' hervorgehen sollte."

Die bisherige Darstellung könnte vermuten lassen, Richard Pipes Studie sei aus dem Bedürfnis entstanden, sich mit einzelnen Aspekten der Marxschen Gesellschaftslehre von der Gegenwart her auseinanderzusetzen. Die Impulse, die Untersuchung vorzunehmen, kamen aber zunächst aus der Soziologie. Pipes selbst sagt dazu:

„Obenan auf der Liste der Überraschungen, die uns das 20. Jahrhundert beschert hat, stehen die unerwartete zahlenmäßige Zunahme und Bedeutung von zwei sozialen und kulturellen Gruppen: den Bürokraten und der Intelligentsia . . . Die Beziehungen zwischen ihnen – oft freundschaftlich und gefällig, häufiger aber bitter feindlich – stellen eines der schwierigsten Probleme unserer Zeit dar." Detrek Bromberg

Wie werde ich Minister

Eine Regierungsbildung löst einen erheblichen Kampf ums Dasein aus und bei der natürlichen Auslese bleiben viele auf der Strecke. Der Einzelne kann sich gar nicht vorstellen, was alles Minister werden will, und wie wenige politische Freunde man noch hat, wenn sich urplötzlich herausstellt, man will es auch. Wenn man im Gespräch bleiben will, muß man viel telephonieren usw., weil ja sonst niemand erfährt, wie qualifiziert man ist. Da zunächst nicht klar ist, wie hoch man im Kurs steht, behält man am besten mehrere Ministerstellen im Auge. Das erfordert eine fachliche Vielseitigkeit, die nur tägliche Lektüre des Knauerschen Konversationslexikons und verschiedener Taschenbücher des Wissens herbeiführt. Höhererseits ist man in Fragen der Qualifikation eben gar zu genau.

Wenn die Regierung verhandelt ist, will ich dafür Sorge tragen, daß es keine Krisen mehr gibt. Krisen sind für Minister gefährlich. Das letzte Jahr hat viele Minister gekostet. Gute Minister werden knapp, wenn jede mickrige Krise nur durch ausgedehnte Ministertauschhändel behoben werden kann. Wird dieser Entwicklung nicht energisch Einhalt geboten, sind nach zwei bis drei Krisen Minister nur noch auf dem Schwarzen Markt erhältlich.

Abends bete ich mit meinen Kindern gegen den Nihilismus. Wer von der Freiheit Gebrauch macht, solange wir sie haben, der gefährdet geradezu die Freiheit, welche unser höchstes Gut ist. Diese Zeitungsschreiber sind eben gegen alles Positive um seiner selbst willen: Wenn die sich die Hände reiben über jeden gestürzten Minister, werden wir die Hände nicht falten.

Im übrigen bin ich Demokrat und will es auch bleiben. Die Demokratie ist eine gute Staatsform, weil sie die Regierung stark macht. Die Stabilität unserer inneren Ordnung zeigt sich gerade daran, daß sie durch Kritik in hohem Maße gefährdet wird. Nachts träume ich von einem Volk der Maß- und Maulhalter.

Aber wie wird man da Minister? P. M.

politische bücher

Diktatur und Demokratie

Dolf Sternberger: Grund und Abgrund der Macht, Insel-Verlag, Frankfurt 1962. Kart. DM 19,80.

Anfang 1933 wurde unter dem Titel „Warum Krieg?“ ein Briefwechsel zwischen Albert Einstein und Sigmund Freud veröffentlicht, in dem sie eine Antwort auf die Frage suchten: „Gibt es einen Weg, die Menschen vom Verhängnis des Krieges zu befreien?“ Einstein hatte zum Ausgangspunkt der Untersuchung das Verhältnis von Recht und Macht genommen. Freud stimmte ihm darin zu, bat jedoch darum, „das Wort ‚Macht‘ durch das grellere, härtere Wort ‚Gewalt‘ ersetzen“ zu dürfen. „Recht und Gewalt sind uns heute Gegensätze“, schrieb er, und es scheint, daß die heraufziehende Nazibarbarei ihn zu dem grellen Wort und dem harten Gegensatz zwang. Denn daß nackte Gewalt nichts gemein hat mit Humanität und Recht, sondern allein mit Unmenschlichkeit zusammengeht, war in jenen Jahren Alltagserfahrung, und der Gedanke, daß Gewalt, deren Quelle in einer vernünftigen Rechtsordnung liegt, ihre Blutrünstigkeit verlieren würde, konnte nicht mehr als eine vage Hoffnung sein. Wenigstens im westlichen, demokratischen Teil Deutschlands darf heute gefragt werden, welche Herrschaftsform dem Wohl der Bürger am besten dient. Die Schlüsselfrage zum Problem der Macht lautet: Wie muß Macht ausgeübt werden, um gerechte und menschenwürdige Verhältnisse im Staat zu schaffen? Weiterbringen kann nur ein Gedanke, dem sich die beiden empirischen Formen des Machtgebrauchs in der Gegenwart, nämlich Diktatur und Demokratie, gleichermaßen erschließen.

Dolf Sternberger, Professor für politische Wissenschaften in Heidelberg, hat es mit Erfolg versucht. Mit seinem Buch „Grund und Abgrund der Macht“ legt er, wie der Untertitel heißt, eine „Kritik der Rechtmäßigkeit heutiger Regierungen“ vor. Er geht von der Annahme aus, daß Legitimität ein universaler Begriff ist, weil jede Regierung von ihrer Rechtmäßigkeit überzeugt ist oder mindestens danach strebt, sich zu rechtfertigen, woher ihre Gewalt auch immer kommen mag. „Das Bedürfnis des Machthabers nach Rechtfertigung, Zustimmung und Anerkennung“ ist „ein politisches Urphänomen“.

Die vielfältigen Legitimitätsquellen lassen sich zwei Grundtypen zuordnen: der Offenbarungs-Legitimität und der pragmatischen oder gesellschaftlichen Legitimität; hier ist die Übereinkunft der Bürger Quelle der Rechtmäßigkeit, dort die göttliche Eingebung, Inspiration oder direkte Offenbarung. Die zahlreichen historischen Beispiele wie auch die differenzierten Analysen gegenwärtiger Regierungsarten beweisen, wie fruchtbar und ihrer Sache gemäß die getroffene Unterscheidung ist. Jede der zwölf Untersuchungen des Buches konzentriert sich auf ein Teilproblem. Die Frage nach der sinnvollen Art des Machtgebrauchs wird jeweils mit anderem Akzent neu gestellt, und da die abstrakten Probleme aus der lebendigen Darstellung geschichtlicher Ereignisse hervorleuchten, statt diese bloß als Vehikel zu benutzen, ergeben sich einprägsame, fast kann man sagen: praktische Einsichten und Urteile wie von selbst; und weil Sternberger keine engen Ressortgrenzen achtet und sich statt eines pompösen Fachjargons mit viel Liebe und Geschick nur der deutschen Sprache bedient, ist „Grund und Abgrund der Macht“ außer einem wissenschaftlichen Werk auch ein Lehrbuch für Wähler geworden, aus dem zu lernen Spaß macht.

Sternberger vertraut der Vernunft. Gerade als Wissenschaftler macht er ernst mit der Verantwortung des Bürgers, die sich nur in einer demokratischen Ordnung entfalten kann. Er schreibt:

„Die Wissenschaft ist nicht zur Neutralität verurteilt. Die kritische Untersuchung der Legitimitäts-Arten, der Gründe der Regierungsmacht, soll nicht bei vergleichenden Beschreibungen stehenbleiben . . . Die gegenwärtigen Erörterungen sollen nicht jener Selbstentmannung der Wissenschaft Vorschub leisten, die es bei der timiden Parole der Objektivität bewenden läßt. Sie wollen vielmehr dazu beitragen, Wahrheit zu gewinnen, und Wahrheit reicht weiter als bloße Objektivität.“

Wenn dies ein Programm ist, so hat Sternberger es ohne Abstriche ausgeführt. Er empfiehlt die demokratische Regierungsform erst, nachdem er alle schwachen Stellen geprüft hat. Auch Winfried Martinis („Das Ende aller Sicherheit“) Einwände gegen die Demokratie werden sorgfältig untersucht und widerlegt.

Anstelle eines Referats der Ergebnisse von Sternbergers Untersuchung seien hier ihre letzten Sätze zitiert, die sie enthalten; für die Diktatur wäre jeweils die Negation zu denken:

„Im bürgerlichen Staate gibt es keine wahre und keine falsche, keine richtige und keine fehlerhafte Politik, sondern nur eine gute oder eine schlechte. Entscheidungen pflegen aus legitimer Diskussion hervorzugehen und unterliegen der Kritik. Mängel sind der Behebung durch Reformen zugänglich. Nicht Wahrheit will die bürgerliche Regierung herbeiführen oder vollstrecken, sondern das Gute soll sie bewirken, das gemeine Beste. Ihre Macht ruht auf humanistischem Grunde auch insofern, als sie mit der menschlichen Unvollkommenheit rechnet. Denn die Vollkommenheit der richtigen Politik ist unmenschlich, die Unvollkommenheit aber ist menschlich.“

Ein Drittel des Buches besteht aus einem Anhang mit „Noten und Glossen“. Hier haben ausführliche Anmerkungen und Materialauszüge ihren Platz gefunden, die für den Text zu speziell und als Fußnoten zu umfangreich gewesen wären. Leider ist nie angegeben, zu welcher Frage sich im Anhang eine Note oder Glosse findet. Ein Sternchen hinter der entsprechenden Seitenzahl im Text könnte lästiges Nachblättern ersparen und sollte in den künftigen Auflagen, die dieses Buch verdient, noch eingefügt werden. **Manfred Müller**

Abgelehnte Entrüstung

Ludwig Marcuse: obszön, Geschichte einer Entrüstung; Paul List Verlag München, 18,80 DM.

Sekundärliteratur zur Pornographie könnte man Ludwig Marcuses „obszön“ nennen, wäre nicht mit diesem Wort ein Schwall von Assoziationen verbunden, der über Begierden zur Verdammung führte. Drum muß man weniger präzis, aber ausführlicher das neutrale Vokabular benutzen.

Marcuses Thema sind die erfolgreichen Kämpfe der moralisch Besorgten, ihre näselnde Giftigkeit, wenns darum geht, entrüstet zu sein und mit den Gedanken an die eigene Hausbackenheit das Vergnügen der anderen zu vergällen; schlimmer, es zu diskriminieren. Als Symptome der Entrüstung, welche dem Jahrhundert der Aufklärung folgte, beschreibt Marcuse einige der berühmten Literaturprozesse aus den vergangenen hundertsechzig Jahren. Zeigt dabei an Hand etlicher Zitate eine profunde Kenntnis klassischer „Stellen“. Charmant im Stil und zum Glück nicht frei von Polemik. Denn was sollte noch ein Buch neutraler Wissenschaft über das Unterleibliche: Bestenfalls etliche Kapitel über Sexual v e r h a l t e n und Literatur, aber dann wieder nichts über Sexus, gar nichts über den Wert des beschriebenen Coitus.

„Obszön“ ist anders. Ist selbst obszön. Will es sein, weil obszön für Entrüster wie Anti-Entrüster das gleiche bedeutet: Keine Kunst, Halbmenschen, säuisch, Gestank, weg damit! Die große Verteidigung der „obszönen“ Werke lief bisher darauf hinaus, nachzuweisen, daß man die Vokabel Unrecht angewendet hätte. Marcuse nennt diese Verteidiger die schlimmeren Entrüster, die noch verlogeneren. Denn sie wollten auch Moral, auch keine Schleckereien, sprachen ebenfalls von Reinheit, ethischen Werten etc. und hatten zum Schluß vielem, nur nicht der Wirklichkeit gedient. So wie der Anwalt, der seinen Mandanten freipaukt, weil er das Gericht an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zweifeln läßt; von Unschuld keine Rede.

Gerade um diese Unschuld geht es Marcuse. Im Gerichtssaal wäre er für den pragmatischen Verteidiger nur eine unbrauchbare Hilfe, aber als Lehrer, als Gegner, als Kämpfer wird er wirken. Man muß Stellung beziehen. Vor allen Dingen jene, die Sade, Baudelaire, Miller feiern und beim Scherbengericht doch den Griffel nehmen, wenns was „wirklich“ Obszönes zu bespucken gilt. Diese Pseudo-Befreier nimmt Marcuse aufs Korn: Die kleinlichen Freien, denen zwar das Gefühl für Wirkliches, für Menschliches nicht fehlt, aber die keinen Mut, keine Souveränität haben, um völlig erwachsen zu sein. So erwachsen wie mans in der Antike, in der Renaissance war, wo Wollust Wollust, Penis Penis und Furz Furz hieß. Denn: „Es gibt keine feinen oder unfeinen Amores; aber inhumane.“ **K. G. Zinn**

Soziologie des deutschen Offizierkorps

Karl Demeter: Das Deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650—1945, Bernard & Graefe Verlag für Wehrwesen, Frankfurt 1962, 322 Seiten, DM 19,80.

Demeter läßt die übliche heeresgeschichtliche Forschung weit hinter sich, weil er um die Abhängigkeit seines Gegenstandes vom sozio-kulturellen Bereich weiß, die Zusammenhänge mit der allgemeinen Wirtschafts- und Sozialgeschichte also in sein Kalkül einbezieht.

Das zeigt bereits die Gliederung des Werkes. Kapitel 1 bringt aufschlußreiches Material über die soziale Provenienz des Offizierskorps. Der Adel, zahlenmäßig in die Minderheit geraten, kompensierte die verlorene Vormachtstellung, indem er sich nach dem „Gesetz sozialer Minderheiten“ in wenige Regimenter exclusiv zusammenzog. So behielt er die Kraft, das Formideal, den Typ des Offiziers auch für die bürgerlichen Elemente zu bestimmen, deren Hochkommen mit der Vergrößerung der Armee Schritt gehalten hatte. Das ständische Privileg, das bis dahin den Zugang zum Offizierskorps geregelt hatte, wurde in der Folge auch konsequent durch ein Bildungsprivileg abgelöst (Kap. 2). Ein weiteres Kapitel untersucht die Funktion von Ehrbegriff und Ehrenkodex, die Demeter als „Rückstand aus einer früheren, im wesentlichen abgeschlossenen Periode des geschichtlichen Lebens“ beurteilt sehen will.

Eine Soziologie des Offizierskorps kann an dem Phänomen einer nationalsozialistischen Armee nicht vorübergehen. „Der Nationalsozialismus und das Dritte Reich“, so wollte William Shirer 1960 seinen zwischen Journalismus und Historiographie einherstolpernden Bestseller verstanden wissen, „waren in der Tat nur die logische Fortsetzung der deutschen Geschichte“. Shirers halbe Wahrheiten hätten die Reise über den Atlantik nicht antreten brauchen. Seine Deutung der deutschen Vergangenheit als durchgehend, also implizit fachistoid, innerhalb derer das Dritte Reich lediglich den Kulminationspunkt darstellt, ist auch hier verbreitet.

Bei dem Absolutheitsanspruch, mit dem diese Interpreten aufzutreten pflegen, muß eigentlich verwundern, daß sie nichts weiter als fragwürdige Analogieschlüsse vorzuweisen haben. Will man nämlich jene Deutung der Zeitgeschichte als tendenziell faschistisch beim Wort nehmen, so müßten sich diese Tendenzen in der Analyse einzelner Institutionen des politischen Lebens jeweils pars pro toto nachweisen lassen. Unter diesem Aspekt darf die Demetersche Einzeldarstellung über das Offizierskorps besondere Beachtung beanspruchen. Gerade hier hätte eine solche Deutung ihre methodische Brauchbarkeit und im eigentlichen Sinne auch ihre Wahrheit unter Beweis zu stellen, nimmt man die „staatstragende“ Funktion des Militärischen in der preußischen Staatsorganisation tatsächlich ernst.

Für Demeter stellt sich als „Verhängnis“ dar, daß der Ehrbegriff der Offiziere auf den Monarchen bezogen und jahrhundertelang in diesem ausschließlichen Sinne praktiziert worden war. Durch Blombergs „Überrumpelungsmanöver“, die Vereidigung der Offiziere auf Hitler, mußte dann das „verführerische Leitbild, der Mythos einer Quasi-Monarchie“ entstehen. Zuerst schien es freilich so, als ob gerade diese „Apotheose der Staatsallmacht“ in jenem heterogenen Zweckbündnis“ zwischen OHL und Ebert „den großen Riß“ vermeiden, also den Bestand der Republik garantieren würde, ein Bündnis, das beiden Partnern in der Tat anfänglich das Leben gerettet hat. Der Begriff des „Vaterlandes“, des Staates schlechthin, trat an die Stelle der Monarchie und unter Hindenburg war es dann beinahe wieder wie in der Monarchie“. Kehrseite aber war, daß diese Projektion geradezu mechanisch auch Hitler von Nutzen war.

Die soziologischen Hintergründe aber, die besonders den jüngeren Teil des Offizierskorps für die Hitler-Bewegung anfällig machte, verweist Demeter auf eine andere Ebene. Im kaiserlichen Deutschland hatte die Zugehörigkeit zum „ersten Stand im Staate“ dem Offizier ein ideelles Äquivalent für seine materielle Unterlegenheit gegenüber den Wirtschaftskreisen geboten. Damit war es nun vorbei. Das Gefühl der sozialen Zweitklassigkeit machte gerade diese Offiziere für „sozialrevolutionäre Parolen“ überaus anfällig.

Die Analyse Demeters erweist sich allerdings als viel komplexer, als sie Shirer & Co. je geraten könnte. Der prinzipielle Unterschied, auch wenn Demeter und Shirer beim Rekurs auf die Sozialgeschichte sehr oft zum gleichen Ergebnis kommen, liegt wohl darin, daß Demeter nicht auf jeder Seite Bekenntnisse ablegt, damals in bezug auf Shirer so formuliert: „Eigentlich tragische Situationen sind unserem Historiker fremd“. Demeter weiß um diese Tragik. Die Fatalität des Gehorsamsbegriffs, jene Außerkraftsetzung der Moral, deren enthumanisierenden Folgen noch heute die Gerichte beschäftigen, führt Demeter nicht beckmesserhaft auf die einfache Formel des „Autoritären“ zurück. Gerade hier hat die Tradition verpflichtet. Der Typ des Hubertusburg-Marwitz, der „Ungnade wählte, wo Gehorsam nicht Ehre brachte“, der Mut eines Generals Yorck bei Tauroggen, die literarisch überhöhte Gestalt des „Prinzen von Homburg“ zeigen, daß der Byzantinismus des Dritten Reiches der christlichen Individualethik des Preußentums in eminenter Weise zuwiderläuft. Allerdings beginnt hier der Verfall schon unter dem zweiten Wilhelm.

Dieses gewichtige und redliche Buch darf einen Platz unter jenen wenigen heeresgeschichtlichen Arbeiten beanspruchen, die mehr als nur Beitrag zur Erkenntnis jener Zeit sind, in der sie geschrieben wurden. **Alexander Gockel**

Auschwitz: Dokumente

AUSCHWITZ — Zeugnisse und Berichte. Herausgeber: H. G. Adler, H. Langbein, E. Lingens-Reiner, 424 Seiten, Leinen DM 24,—.

Die nationalsozialistischen Verbrechen, die man bei uns einer Vergangenheit zurechnet, die ihrer Monstrosität wegen immer Gegenwart bleiben muß, haben nicht nur zu einer völligen Auflösung der Maßstäbe geführt, mit denen sich definieren ließ, was grausam, barbarisch und inhuman war, sondern sie haben darüberhinaus die Sprache, mit der beschrieben werden konnte, was war, zu einem unsäglichen Vehikel verkommen lassen, dessen Fähigkeiten vor eben diesen Verbrechen versagen.

Die Ungeheuerlichkeiten, die seit Jahren dokumentarisch belegt werden, verstellen in ihrem alle Grenzen der Vorstellungskraft überschreitenden Ausmaß den Blick für das Geschehen; nicht nur versagt Sprache hieran als kommunikatives Mittel — denn es gibt nichts, das sich dem vernünftigen Erfassen mehr widersetzte als die Gipfelhöhen faschistischer Barbarei — sondern sie kann überhaupt nur dazu dienen, das Objekt ihrer Bemühung, die Verbrechen, die sie beschreiben soll, zu dem Geringsten zu machen, was sich noch ausdrücken und vermitteln läßt.

Die vorliegende Dokumentation kann den traurigen Ruhm für sich reklamieren, die einzig umfassende in deutscher Sprache zu sein, die neben Kogons Buch über den Terror in den Konzentrationslagern an einem Beispiel — AUSCHWITZ, geschrieben und ediert worden ist. Die Herausgeber und Autoren — es kommen Texte von ehemaligen „Häftlingen“ nahezu aller Nationen zum Abdruck, deren Weg in die Vernichtung in Birkenau grausam endete — versuchen in der Beschreibung, mit sprachlichen Mitteln also, die Grenzen menschlicher Leidensfähigkeit abzustecken. Sie kommen dabei über die Grenzen, die dem Erleben durch dessen sprachliche Vermittlung gesetzt sind, hinaus; was an Brutalitäten, durch Angehörige der SS, geschildert wird, terminiert in der totalen Entmenschlichung der Mörder, die mit kleinbürgerlichem Sadismus, dieser Ausgeburt deutscher Reglementierfreudigkeit, noch die ungeheuerlichsten Grausamkeiten als „Akt erfaßte“.

Erinnerungsalben, mit Bildern „noch einsatzfähiger Frauen“ für die Familienangehörigen, Briefe der Lagerleitung an den „Reichsführer“ mit der Bitte um „Pflanzenmaterial, damit die Krematorien mit einem Grüngürtel als natürlichem Abschluß zum Lager hin versehen werden können“; „Forderungsnachweis über den Häftlingseinsatz bei I. G. Farben“; „Gemäß umseitiger Aufstellung sind zu entrichten“; „Übersicht über die im Monat November abgestellten Häftlinge“; „Meldung zur Bestrafung des Häftlings 64 495, weil er trotz Verbot hinter Haus 7 seine Großnotdurft verrichtete“ —: alles Dokumente aus dem AUSCHWITZ-ARCHIV, die kennzeichnen, wie Denken und Fühlen zu administrativen Termini pervertierten.

Was in den Dokumenten, aus der Perspektive der SS-Mentalität, als Buchhalterdenken die Zeichen der unvorstellbaren Distanz und Routinemäßigkeit trägt, dringt aus den persönlichen Berichten der Überlebenden mit quälendem Schmerz, dem sich die Möglichkeit, zu erfassen, was geschehen ist, bis zur leidvollen Abstraktion entzieht.

Die Vorstellungskraft versagt vor den Schilderungen; die Mitteilungen haben für uns nur den Chiffrengehalt eines Signums, das sich bestenfalls aufnehmen läßt. Es bleibt zwischen der Realität und deren Projektion die Kluft des Nichtnachvollziehbaren. Das wird schmerzlich da deutlich, wo Erwachsene ihre Kinderzeit in Auschwitz beschreiben; wo sie schildern, was sie erleben mußten, ohne es jedoch in seinem Ausmaß erleben zu können.

„Ich erinnere mich, daß unser Capo einmal im Winter zu uns sagte: ‚Jungs, weil ihr so schnell aufgeladen habt, könnt ihr euch ein bißchen wärmen. Geht in die Gaskammern, jetzt ist niemand da.‘ So kam es, daß wir die Gaskammern, die Öfen und die ganze Einrichtung der Krematorien besichtigen konnten. Wir waren jung und uns interessierte alles.“

Zu einem Geschehen, das die Vernichtungsmaschinerie zum begehrten Wärmeplatz und zur Auszeichnung für gute Arbeit macht, ist es unmöglich, eine Anmerkung zu machen, die sich nicht angesichts ihres Gegenstandes aufhebt; jedoch gibt es die Pflicht, im Schweigen eine Position transparent werden zu lassen, die das Reden darüber aus sich selbst heraus vernichtet. **Peter H. Schröder**

Johannes Alt

Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10 Gartenstraße 134 · Tel. 61993 Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25246

Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Chronik einer Demonstration

Student und Politik in Afrika

Bericht aus Dar-es-Salaam

Uhuru-Square heißt die Verbreiterung der Lumumba-Street, die das Stadtzentrum von Dar-es-Salaam gegen die westliche Vorstadt abgrenzt, seit der Obelisk des Independence-Monuments an den Tag der Befreiung Tanganyikas von der britischen Kolonialherrschaft am 9. Dezember 1961 erinnert. An seiner Westseite erhebt sich das mehrstöckige luxuriöse Gebäude des University-College, der Rechtsfakultät der Ostafrikanischen Universität, hinter dem das dichte Gedränge flachgebauter Wellblechhütten der Vorstadtslums mit Übervölkerung und Arbeitslosigkeit, Hunger und Prostitution beginnt. Im Portal des Universitätsgebäudes erinnern polierte Messingtafeln an Grundsteinlegung und Eröffnung dieses Baues als Hauptquartier der TANU, der allesbestimmenden Tanganyika African National Union durch den Parteivorsitzenden und Ministerpräsidenten des Landes Dr. Julius Nyerere.

Seit Oktober 1961 beherbergt dieses Haus provisorisch die juristische Fakultät, die bisher einzige Fakultät der Universität in Dar-es-Salaam, an dessen Türen und Einrichtungsgegenständen die Initialen TANU noch immer die eigentliche Zweckbestimmung des Gebäudes erkennen lassen.

Am Mittag des 12. September herrschte unter den 43(!) Studenten, Afrikanern, die meist als Kinder armer Eltern irgendwo aus dem Busch Kenyas, Ugandas oder Tanganykas stammen, ungewohnte Erregung. Der aus parteitaktischen Gründen im Frühjahr 1962 zurückgetretene erste Ministerpräsident und mutmaßliche künftige Staatspräsident von Tanganyika Dr. Nyerere hatte zugesagt, am gleichen Tag in der Universität, in der er als Vorsitzender der TANU indirekt noch Hausherr ist, über die Verfassung der zukünftigen Republik Tanganyika zu sprechen und den Verfassungsentwurf, an dessen Entstehung er selbst maßgeblich beteiligt ist, mit den Studenten zu diskutieren. Das Erstaunen und Befremden der Parteifunktionäre, die Nyerere zu der Aussprache begleitet hatten, ließ erkennen, daß die Diskussion offensichtlich nicht so verlief, wie deren Initiatoren sich es vorgestellt hatten. Vertreter des englischen Lehrkörpers verfolgten aus dem Hintergrund mit Schweigen, wie die Studenten an nahezu allen der angeschnittenen Punkte Kritik übten, an der verfassungsrechtlichen Stellung des künftigen Staatspräsidenten, die ganz auf die Person Nyereres zugeschnitten ist, an den umfassenden Rechten des Präsidenten, die deutlich das ghanesische Verfassungsmodell erkennen lassen, deren Nachahmung Nyerere im Wortgefecht dann auch unumwunden zugeben mußte, an der praktischen Unabsetzbarkeit des Präsidenten, an der Stellung des Parlaments und an der Stellung der Gerichte.

In dieser Auseinandersetzung befanden sich die Studenten jedoch in einem schwierigen inneren Konflikt: sie waren zwar einerseits bereit, Dr. Nyerere persönlich die vorgesehenen Rechte alle voll und ganz zuzugestehen, da sie ihm persönlich, aber auch nur ihm vorbehaltlos vertrauen, konnten sich mit der verfassungsrechtlichen Verankerung einer solchen Machtposition jedoch nicht befreunden. Durch die Entwicklung in Ghana gewarnt, wollten sie das Schicksal ihres Landes nicht ausschließlich vom „guten Willen" des jeweiligen Staatspräsidenten abhängen sehen, der ihnen als entscheidendes Regulativ für eine demokratische Entwicklung des Landes keine ausreichende Gewähr zu geben schien. Das sehr lebhafte Gespräch wurde schließlich mit der Vereinbarung abgebrochen, einige Monate nach der Wahl Nyereres zum Präsidenten — an seinem Wahlsieg gab es auch unter den Studenten keinen Zweifel — die Diskussion über etwaige Ansätze eines autoritären Regimes in der neuen Verfassung nach ersten praktischen Erfahrungen fortzuführen.

Am folgenden Tag erschien in der ostafrikanischen Tagespresse ein Aufruf des ghanesischen Botschafters in Tanganyika, in dem die in Ost-Afrika mancherorts vernehmbare Kritik an der Entwicklung Ghanas scharf verurteilt und als von fremden Mächten inspirierter Versuch diffamiert wurde, die geschlossene Befreiungsfront der afrikanischen Staaten zu zersprengen. Die Studenten von Dar-es-Salaam fühlten sich durch diese in Form und Inhalt als würdelos empfundene Erklärung persönlich angesprochen. Noch im Verlauf des gleichen Tages verfaßten sie ein Memorandum zu Fragen des politischen Stils in Afrika, das am folgenden Tag in einem Schweigemarsch dem ghanesischen Botschafter überbracht und der örtlichen Presse bekanntgegeben werden sollte.

Als an diesem Abend die Studenten in einer Vollversammlung noch einmal zusammenkamen, wurde bekannt, daß die Regierung den Schweigemarsch aus außenpolitischen Gründen verboten hatte.

Am Morgen des 14. September, dem Tag, an dem der Schweigemarsch stattfinden sollte, war die Lage durch einen neuen Schritt der Regierung wieder verändert: das Erziehungsministerium hatte bekanntgegeben, daß drei namentlich genannte Studenten relegiert werden würden, wenn der Demonstrationszug die Universität verließe, unabhängig davon, ob diese drei sich an der Demonstration beteiligten oder nicht. Damit brach die Aktion zusammen.

Voller Erbitterung sammelten sich die Studenten auf der Freitreppe der Universität, dem Portal zum Uhuru-(„Freiheits"-)Square, dem Independence-Monument genau gegenüber. In den gelben Universitätsroben weithin als Studenten erkennbar verkündeten sie ihre Forderungen auf großen Transparenten, die sich nun nicht mehr allein ausschließlich gegen die Verhältnisse in Ghana richteten. Sie protestierten gegen die Unterdrückung politischer Minderheiten, gegen Einparteienherrschaft und gegen die Errichtung lebenslänglicher Präsidentschaft. Auf den Transparenten konnte man Inschriften lesen wie:

„One party oligarchy unwanted in Africa"

„Africa bleeds under iron-rod rule, respect minority view"

„Minority suppression is cowardly, cheap and Un-African"

Immer wieder erscholl ein Ruf, der die neue Richtung der Demonstration am deutlichsten kennzeichnete: „We dont want white imperialism replaced by black oppression", keinen schwarzen Terror an Stelle weißer Kolonialherrschaft.

Die Reaktion der Öffentlichkeit auf das Verhalten der Studenten war zwiespältig: die Mehrheit der Bevölkerung, die von dem Vorgehen erfahren hatte und vor allem die TANU lehnten die Aktion rundweg ab, großenteils, weil sie sich die Parole Ghanas, alle Afrikaner müßten grundsätzlich politisch zusammenstehen, zu eigen gemacht hatten, oder, weil sie das Vorgehen der Studenten für unrealistisch und aussichtslos hielten. Die Forderung nach der Übertragung westlich-parlamentarischer Regierungssysteme nach Afrika erschien bei den derzeitigen Verhältnissen in Tanganyika bis zu einem gewissen Grad selbst westlichen diplomatischen Kreisen als weltfremd, wo augenblicklich nur eine sehr starke Regierung die Möglichkeit hat, Entwicklung und Aufbau besonders der rückständigsten Landesteile wirkungsvoll voranzutreiben.

Wolf Calebow

Linien und Akzente der Filmkritik 2 · Versuch eines Vergleiches zweier Zeitschriften

„Solange die gesellschaftliche Funktion des Films nicht kritisiert wird, ist jede Filmkritik nur Symptomkritik und hat selbst nur symptomatischen Charakter".
(**Filmkritik** 3/61 nach Brecht, Dreigroschenprozeß)

Papas Filmkritik spricht nicht von gesellschaftlichen Bedingungen, um ungestört an ihnen zu profitieren. Ihr Elfenbeinturm ist längst zur Strandburg degeneriert. Die Rezensenten schütten mit Schäufelchen und Eimerchen Sand in die Augen der Zaungäste; plappern unbeschwerte Impressionen, und ästhetisieren die Politik; sie substituieren Analyse durch „Vorstellungen", und fallen dem Brecht-Zitat zum Opfer.

Zwei deutsche Filmzeitschriften nehmen es lieber auf sich, in den Verruf der „Heimatlosigkeit" zu geraten, als ihren Überbau der pluralistischen Gartenlaube zu entlehnen: Die münchener **„Filmkritik"** und das frankfurter **„FILMSTUDIO"**.

„Die Autoren der **„Filmkritik"**, die tatsächlich weit über das übliche Zwei-Spalten-Geschwätz hinausgehen, sind auf der einen Seite „verdächtig" — sie bezeichnen sich selbst als „linke" Kritiker — auf der anderen teilen sie das Schicksal aller Intellektuellen, die aus ihrem Unmut keinen Hehl machen: sie werden nicht ernstgenommen und diffamiert."
(**FILMSTUDIO** 36, Journal)

Bei gleicher Intention der Publikationen, wird dieses Schicksal auch das **„FILMSTUDIO"** nicht verschonen. Ihr Ursprung liegt im Unbehagen am Biedermeier-Feuilleton der Tagespresse und den Bannbullen der kirchlichen „Filmdienste". Das Modell lieferten ausländische Filmzeitschriften, die wie „Sight and Sound" (London), „Film Culture" (New York), „Cinema Nuovo" (Rom), „Positif" (Paris) ähnlichen Mißmut zum Anlaß nahmen, neue Methoden der Filmkritik zu betreiben.

„Die Polemik gegen die „impressionistische" Kritik zieht sich durch alle Kundgebungen der neuen Filmpublizistik. Der Widerwille gegen bloße Geschmacksurteile ist der Ausgangspunkt der Besinnung."
(**Filmkritik** 3/61)

Die umfassende Abrechnung verhilft zur Formulierung der eigenen Position.

„Die geforderte neue Kritik . . . betrachtet den Film als Aufgabe; verlangt von ihm ein Exempel; unterscheidet seine verschiedenen Einflüsse; verweist auf die Geschichte des Films; betrachtet ihn als Ausdruck der Zeitströmungen. (Sie) . . . interessiert sich mehr für die Aussage, als die Form, und sieht, die Form als einen Aspekt der Aussage. (Sie) . . . hofft auf den seiner gesellschaftlichen Lage bewußten Film. Sieht auch die Produktionsbedingungen (und) kritisiert die Gesellschaft, aus der der Film hervorgeht."
(**Filmkritik** 3/61)

Und im „Editorial" des **„FILMSTUDIO** 37" heißt es:

„Wirkliche Kritik ist spärlich, und spärliche Kritik erreicht nicht das Gros des Publikums" . . . „Es mangelt der Information, die zur Kritik befähigt und die Kritik, die informiert."

Die Kongruenz der Intention verbietet nicht, verschiedene Wege einzuschlagen. Das **„Filmstudio"** verfährt thematisch; die **„Filmkritik"** aktuell. Zwei Drittel Druckseiten dienen der letzteren, pädagogisches Bemühen um Publikum und Film an Hand von Neuerscheinungen zu realisieren. Der filmpolitische „Kommentar", eine Bewertungstabelle („Ratschlag für den Kinogänger"), Hinweise auf Filmliteratur und der Abdruck von Pressestimmen, ergänzen die jeweils neun bis zwölf aktuellen Kritiken. Die Kritik informiert. Der Information ist darüber der Platz etwas knapp geworden.

„Aber Besserung ist nur möglich, wenn die Information umfassend und allgemein ist . . . über das 150-Druckzeilen-Klischee, das hierzulande üblich ist, hinausgeht." (**FILMSTUDIO** 37)

Das **„FILMSTUDIO"** nimmt sich beim eigenen Wort: Unbekannte Filmländer (UdSSR bis Südafrika; der spanische Film; der neue amerikanische Film; prager Experimente); Porträt (von Visconti, bis Jerry Lewis); sorgfältig exzerpierte Dokumentation (Pudowkin, Katschaturian, Lenin, Mann, Hofmannsthal, Gide, Lukazs, Benjamin, Enzensberger). Die permanente Kritik an der konventionellen Filmkritik (Viridiana; Weg ins Engagement; Dogmatik und Filmkritik brachte den bisher gründlichsten Verriß (**FS** 37 „Zur Position der konventionellen Filmkritik I"). Rezensionen einzelner Filme müssen aus Gründen der Aktualität entfallen: das Heft erscheint nur viermal jährlich.

„Der Freudentanz um den Sarkophag des vermeintlich Abgeschiedenen trug eher die Physiognomie einer müden Orgie, denn die der Rechtschaffenheit, die sich unter Bewußtwerdung aller Möglichkeiten der Freude unterzieht."
(**FILMSTUDIO** 35, Editorial)

Man kann es auch übertreiben! Akademische Akribie und Adorno-Kraus-Synthese kreieren einen inside-Stil, der die Kommunizierbarkeit verleidet. Dem ungeübten Leser wird die linke Filmkritik nicht nähergebracht, wenn man als „geschlossene Gesellschaft", mit der Tür ins Haus fällt. Stilistische Konzessionen können legitim sein. Redaktion und Publikum müssen aufeinander zukommen; wenn auch mit verschiedener Schrittlänge. Trotz besserer Verständlichkeit, stolpert die „Filmkritik" da zuweilen und produziert soziologischen Stuck.

„Es gibt eine linke Kritik, darüber kann kein Zweifel sein. Ihren Standpunkt einzunehmen, ist ihr weitgehend gelungen. Ihn zu definieren bemüht sie sich. Behaupten wird sie sich freilich nur, wenn sie bereit ist, ihn als veränderbar anzusehen." (**Filmkritik** 3/61)
(**Filmkritik** 3/61)

Peter Zollinger

DISKUS Abonnement jährl. DM 6/Stud. DM 3

Zeitschrift für Film

FILMSTUDIO 34
FILMSTUDIO 35
FILMSTUDIO 36
FILMSTUDIO 37

setzt sich in Essay, Kritik und Polemik mit den gesellschaftlichen und künstlerischen Problemen des Films auseinander; erscheint viermal im Jahr im Format 19 x 20 cm; Umfang jeweils 30 bis 50 Seiten; Preis: 1 DM, Jahresabonnement 4 DM incl. Versandkosten; Anschrift der Redaktion: 6 Frankfurt/Main, Berliner Straße 2.

Die Hefte 34/35/36 enthielten u. a.: Der russische Revolutionsfilm mit Beiträgen von Eisenstein, Pudowkin, Makakowski u. a.; Der junge deutsche Film; Der junge amerikanische Film; Laterna Magika; Walter Benjamin: Filmästhetik; Georg Lukacz: Filmästhetik; Filmporträts über Bardem, Eisenstein, Godard, Magnani; Kritisches zur Kritik an Viridiana.

FILMSTUDIO 37 erschien Anfang November und enthält: Ingmar Bergman: Wie in einem Spiegel; Jean Mitry: Der Western; Gert Berghoff: Zur Topographie des Western I; Peter H. Schröder: Zur Position der konventionellen Filmkritik; Walter Schmieding: Vorerst Ratlosigkeit; Wolfram Schütte: Alias; F. W. Vöbel: Luchino Visconti; Hanns Fischer: Jerry Lewis; Hans Magnus Enzensberger: Die Welt als Scherbenhaufen. Leseexemplare kostenlos. FILMSTUDIO 38 erscheint zu Beginn 1963.

kleine chronik

Zu unserer Freude können wir mitteilen, daß der Aufsatz von Joachim C. Fest über die intellektuellen Überläufer ins Dritte Reich (Terroristen, Ästheten & Co. oder der Hochverrat des Geistes, DISKUS Nr. 12/62 inzwischen Aufnahme in einen Sammelband gefunden hat, der in Kürze beim Piper-Verlag, München, erscheinen wird. **Red.**

Ein tragisches Ende nahm der Besuch einer zweiköpfigen Pressedelegation des polnischen Studentenverbandes ZSP beim VDS. Der 34jährige Studentenredakteur Boguslaw Wojnar ist am 30. Dezember 1962 den Verletzungen erlegen, die er am 18. Dezember bei einem Autounfall in der Nähe Ulms erlitten hatte. Das andere Delegationsmitglied, der Fernsehredakteur Wojtowicz, der ebenfalls in dem vom VDS gemieteten und einem deutschen Studenten gesteuerten Unfallwagen gesessen hatte, befindet sich auf dem Wege der Genesung. Wojnar war stellvertretender Chefredakteur der Studentenzeitung „itd" (zu deutsch: „usw"). Er hinterläßt Frau und Kind. Der Vorsitzende des VDS, Lothar Krappmann, ist zur Beerdigung nach Warschau gefahren.
In einer Todesanzeige in der„Welt" drückt der VDS seine Erschütterung aus, daß der polnische Studentenredakteur, der sich aufrichtig um eine Verständigung zwischen den beiden Völkern bemüht habe, einem derartig harten Geschick zum Opfer fiel.
Beim VDS hofft man weiter, daß der tragische Vorfall die Beziehungen zwischen den beiden Verbänden nicht belasten wird.

Reisen nach Rumänien und der Tschechoslowakei haben im Dezember des vergangenen Jahres Vertreter des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) unternommen. Den dortigen Studentenverbänden wurde ein Austausch von Kontaktstipendien, Studienreisen für Studentenredakteure und die Öffnung der Grenzen für touristische Reisegruppen vorgeschlagen. Es gelang dem VDS jedoch nicht, ein diesbezügliches Abkommen zu schließen. Das Exekutiv-Komitee des rumänischen Verbandes z. B. zeigte sich überrascht und bat um eine Frist zur internen Beratung. Die deutschen Studentenvertreter hoffen, anläßlich der Gegenbesuche zu einem Ergebnis zu kommen. Vom 13. bis zum 23. Dezember befand sich ferner eine Delegation des Studentenrats der UdSSR in der Bundesrepublik.

Ihre Zustimmung zu einem Ausbildungsförderungsgesetz gegeben hat die Westdeutsche Rektorenkonferenz (WRK). Die Rektorenkonferenz hatte bisher auf der Ausklammerung der Studentenförderung aus dem von der SPD vor Jahresfrist eingebrachten Gesetzentwurf bestanden und damit dessen parlamentarische Behandlung blockiert. Der Gesetzentwurf will einen Rechtsanspruch auf Ausbildungsförderung einführen, um sicherzustellen, daß jeder junge Mensch „eine seiner erkennbaren Eignung und Neigung entsprechende Berufsausbildung" erhält. Die WRK hatte demgegenüber argumentiert, bei einer Einbeziehung der Studenten in ein allgemeines Förderungsgesetz werde sich der Gesichtspunkt der Eignung gegenüber dem der Daseinsfürsorge und sozialen Förderung nicht halten können.

Einen eigenen Pressedienst gibt seit neuem der Sozialdemokratische Hochschulbund (SHB) heraus. Der Auftakt war allerdings alles andere als originell. Die erste Nummer enthielt fast ausschließlich veralterte Meldungen aus anderen Korrespondenzen, so auch aus dem von dem CDU-Bundestagsabgeordneten Dr. Berthold Martin herausgegebenen „Akademischen Dienst". Die zweite und dritte Folge weiß über Richtungskämpfe in der CDU und den CSU-Abgeordneten Franz-Josef Strauss zu berichten. („frontal-informationen", Auflage 4500, Jahresabonnement DM 48,— bei wöchentlichem Erscheinen).

Als ein Satyrspiel bezeichnete Jürgen Fischer, der Generalsekretär der Westdeutschen Rektorenkonferenz, die Erweiterung des Atomministeriums zu einem „Ministerium für wissenschaftliche Forschung" im Zuge der Regierungsumbildung. Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt auch R. W. Leonhardt: „Der neue Minister wäre gut beraten, . . . wenn er jeder Erweiterung (seines Aktionskreises) mit äußerster Skepsis begegnete". Einspruch erhoben haben ebenfalls die bayrische Landesregierung sowie das Bundesinnenministerium, das sich gegen die Überführung einzelner seiner Referate in das neue Ministerium wehrt. Deutlich wird Fischer, wenn er schreibt, das neue Ministerium werde, Zuständigkeiten sammelnd, die Initiative einzelner Persönlichkeiten hemmen. Viele Forschungsinstitutionen haben aus dem Durcheinander der Forschungsförderung nämlich heimlichen Vorteil geschlagen und sehen daher mit Mißtrauen auf die stärkere Zentralisierung. Beim VDS jedoch begrüßt man die Errichtung des neuen Ministeriums, besteht jedoch auf einer Beibehaltung der Studenten-Abteilung des Bundesinnenministeriums, da man in den dort behandelten Fragen (Wohnheimbau, Studentenförderung) keine Sache der Wissenschaftsförderung, sondern sozialpolitische „Anliegen" erblickt.

Mindestens 500 Studenten aus den sogenannten Entwicklungsländern haben im zweiten Halbjahr 1962 ihr Studium an mitteldeutschen Hochschulen abgebrochen. Auf einer Pressekonferenz in West-Berlin erklärten fünf Studenten, die Zonenbehörden hätten versucht, den Beginn des Fachstudiums herauszuzögern.

Ein offener Brief

Anfang Januar ging der Redaktion des DISKUS ein „Offener Brief" zu. Wir veröffentlichen ihn hier zusammen mit der Antwort, obwohl uns der inquisitorische Ton des Briefes ebenso bedenklich erscheint wie die falschen Schlußfolgerungen, die aus dieser Veröffentlichung gezogen werden können. Wir bedauern, daß wir durch sie möglicherweise nicht nur dem Interesse an der Wahrheit, sondern auch anderen, uns allerdings unbekannten Interessen dienen. Wir drucken den gesamten Schriftwechsel hier ab, um dadurch allen Vorwürfen, Gerüchten und Angriffen von vornherein zu begegnen. **Herausgeber und Redaktion**

Sehr geehrte Herren, Kommilitoninnen und Kommilitonen,
als Anlage übersende ich Ihnen die Kopie des Offenen Briefes, den ich heute an Herrn Professor Dr. Theodor W. Adorno gerichtet habe, mit der Bitte um Veröffentlichung im „Diskus".
Der Offene Brief enthält die Wiedergabe einer Rezension aus der Zeitschrift „Die Musik" vom Juni 1934, die mit dem Namen „Theodor Wiesengrund-Adorno" unterzeichnet ist, ferner die Wiedergabe zweier Gedichte aus der Sammlung „Die Fahne der Verfolgten" von Baldur v. Schirach, deren Vertonung in der genannten Rezension begutachtet wird, schließlich einige Fragen an Herrn Professor Adorno bezüglich einer möglichen Identität zwischen ihm und dem Verfasser der genannten Rezension.
Für den Fall, daß Herr Professor Adorno mit dem Rezensenten identisch ist, wirft die Angelegenheit derart gravierende Probleme auf, daß ich Sie nachdrücklich bitten muß, unbedingt den gesamten Wortlaut des Offenen Briefes schon in der nächsten Ausgabe des „Diskus" abzudrucken und damit sowohl Professor Adorno Gelegenheit zu öffentlicher Stellungnahme zu geben, als auch die Sache unter der Studentenschaft zur Diskussion zu stellen.
Ich begrüße Sie mit Dank im voraus und freundlicher Hochachtung

Claus Chr. Schroeder
stud. phil. nat.
Bad Homburg, 31. 12. 1962

Sehr geehrter Herr Professor Adorno,
im „Amtlichen Mitteilungsblatt der Reichsjugendführung", der Monatsschrift „Die Musik" (gegr. von Bernhard Schuster, herausgegeben von Johannes Günther), Jahrgang 26, Heft Nr. 9 vom Juni 1934, ist auf Seite 712 folgende Rezension zu lesen:

„Tt.:
Herbert Müntzel: Die Fahne der Verfolgten. Ein Zyklus für Männerchor nach dem gleichnamigen Gedichtband von Baldur v. Schirach.
Hannes Bauer: Ans Vaterland (Worte aus Schillers „Tell") für Männerchor oder zweistimmig.
Hermann Grabner: Ans Werk! (Wilhelm Raabe); ein- und zweistimmig für vierstimmigen gemischten Chor, für drei gleiche Stimmen oder einstimmig mit Klavierbegleitung.
Reinhold Lichey: Sa[illegible]d in Not (Franz Strelzik), für vierstimmigen Männerchor.
Leonhard Roesner: Morgenlied der schwarzen Freischar 1813 eines unbekannten Komponisten, gesetzt für dreistimmigen Männerchor.
Ludwig Krauss: Das Wort soll durch die Lande gehn, für gemischten Chor.
Verlag: Carl Merseburger, Leipzig.
Aus den jüngsten Chorpublikationen des Verlages Merseburger, meist F[illegible]chören zu deutschen Anlässen, hebt sich weit heraus: [illegible] Zyklus von Herbert Müntzel. Nicht bloß weil er, durch die Wahl der Gedichte Schirachs als bewußt nationalsozialistisch markiert ist, sondern auch durch seine Qualität: ein ungewöhnlicher Gestaltungswille. Es geht nicht um patriotische Stimmung und vage Begeisterung, sondern die Frage nach der Möglichkeit von neuer Volksmusik selber wird, durch die Komposition, ernst gestellt. Die Antwort, die Müntzel erteilt, ist etwa von dieser Art: gegenüber der herkömmlichen, unerträglichen und untragbaren Männerchorweise wird eine Korrektur versucht durch Rückgriff auf das ältere mehrstimmige deutsche Volkslied zumal des sechzehnten Jahrhunderts; gegenüber allen musikwissenschaftlich-archaistischen Tendenzen zu dessen „Renaissance" jedoch dadurch Freiheit gewahrt, daß **harmonisch** am spätromantischen Material festgehalten, die Mittel rezitativischen Sprechgesangs einbezogen, insgesamt ein Ausgleich zwischen Kontrapunkt Vertikale angestrebt wird. Kriegerverein und Neoklassik sind beide negiert, und es wird dem Bild einer neuen **Romantik** nachgefragt; vielleicht von der Art, die Goebbels als „romantischen Realismus" bestimmt hat. Es ist selbstverständlich, daß im Hintergrund von Müntzels Bemühung die tödliche Auseinandersetzung zwischen dem Drang, verständlich und unmittelbar zu werden, und den Anforderungen an rein **innerkompositorische** Legitimität steht. Es ist auch kein Zufall, daß die Lieder selber die Spuren dieses Kampfes tragen: daß zuweilen Linie und Harmonisierung sich gegenseitig einengen (die beiden letzten Takte auf S. 3, vor allem der II. Baß); daß die imitatorischen Ansätze nicht immer ganz ausgetragen sind. Aber es steht mir außer allem Zweifel, daß ein Stück wie „Der Tote" von der denkbar stärksten — und auch einer sehr originellen Wirkung sein muß. Dagegen könnte es wohl geschehen, daß bei fortschreitender kompositorischer Konsequenz eben doch die romantische Harmonik gesprengt wird: freilich dann nicht um einer archaistischen, sondern einer neuen zu weichen, die die kontrapunktischen Energien in sich aufnimmt. Auf jeden Fall verdienen die Bestrebungen, aus denen Müntzels Arbeit hervorgeht, genauste Aufmerksamkeit. Der Satz ist gut, die Schwierigkeiten nicht allzu groß. Aufführungen sind sehr zu befürworten.
Für die Chöre der anderen Autoren gelten durchwegs die Bedenken, die gerade Müntzel selber im Märzheft der „Musik" radikal ausgesprochen hat. Das Chorlied von Grabner, in verschiedenen Besetzungen, besticht durch saubere Faktur. Auch bei rein harmonischer Setzweise sollten so wenig sinnvolle Stimme vermieden werden wie der I. Baß in Bauers „Ans Vaterland", der unentwegt ums kleine g kreist. Das Zitat des Lutherchorals am Ende des Chors von Krauss ist als Mißbrauch deutlich abzulehnen.
Theodor Wiesengrund-Adorno."
(vollständiges Zitat)

Zur Erläuterung seien nur zwei Auszüge aus der Sammlung „Die Fahne der Verfolgten" („Zeitgeschichte" Verlag und Vertriebsgesellschaft m. b. H., Berlin 1933; Gewidmet: „Adolf Hitler, dem Führer") von Baldur v. Schirach, dem damaligen Reichsjugendführer (heute noch im Zuchthaus Spandau inhaftiert) zitiert:
1) „Volk ans Gewehr!" (Seite 25)
In diesem Kampfe geht es nicht um Kronen
und nicht um Geld!
Dies ist die Brandung einer neuen Welt,
ein heiliger Krieg um Freisein oder Fronen!
Drum her zu uns! Hier stehn wir braunen Horden
mit festen Fäusten, schwielenhart und schwer.
Wir wolln die Feinde deutscher Freiheit morden!
Volk ans Gewehr!
2) Das in obiger Rezension besonders hervorgehobene Gedicht „Der Tote" (S. 27):
Auch Tote stehn in unseren Reihn:
den ihr uns gestern erschlagen,
den haben wir nicht zu Grabe getragen,
nein!
Den ihr gestern in feiger Nacht
auf dunkler Straße umgebracht,
ist, als das Dämmern des Tags begann,
aufgewacht!
Des Toten Gesicht
tragen heut hunderttausend Mann!
Und sind Gericht . . .

Sehr geehrter Herr Professor Adorno: sind Sie der Verfasser der oben zitierten Rezension?
Sie haben in „Minima moralia" gesagt, nach Auschwitz könne kein deutsches Gedicht mehr geschrieben werden.
Wenn Sie aber der Autor der zitierten Rezension sind, wie vereinbaren Sie dann diesen Ihren Ausspruch damit, daß Sie vor Auschwitz derart ungeheuerliche Gesänge wie die oben wiedergegebenen gutgeheißen und deren Aufführung „sehr" befürwortet haben?
Sie haben sich in exponiertester Stellung eines Ordinarius für Philosophie und Soziologie und Direktors des Frankfurter Instituts für Sozialforschung hervorragend dazu berufen gefühlt, insbesondere die deutsche Jugend über die unmenschlichen Progrome des Nazi-Antisemitismus aufzuklären.
Woraus haben Sie dazu — wenn Sie der Autor der zitierten Rezension sind — die Legitimation abgeleitet? War denn etwas anderes als brutaler Antisemitismus auf die „Fahne der Verfolgten" geschrieben?
Sie haben bekanntlich nach dem Kriege nachhaltig alle jene verurteilt, die sich 1934 und in der Folge mitschuldig an der Entwicklung in Deutschland gemacht haben. (Zu verweisen ist beispielsweise auf Ihre Ausführungen über Heidegger.)
Warum haben Sie selbst — wenn Sie der Autor der zitierten Rezension sind — Ihre Autorschaft für den wiedergegebenen Artikel in dem genannten, durchweg antisemitisch und nationalsozialistisch orientierten Organ vom Juni 1934, bisher verschwiegen?

Sehr geehrter Herr Profes[illegible] Adorno, Sie haben sich seit dem Beginn Ihres Wirkens in Frankfurt als ein Mann gegeben, der durch bewiesene Überzeugung, Opfer, Verfolgung und Urteilskraft in besonderem Maße dazu berufen ist, als einer der federführenden Kämpfer in der Bewegung gegen Totalitarismus, Faschismus und Antisemitismus aufzutreten.
Diese Bewegung hat einzig den Sinn, die freiheitlichen Kräfte wider alle unrechtsstaatlichen Tendenzen in unserem Volke wachzurufen. Sie unterstellt damit bewußt die Möglichkeit eines Wiedererstarkens totalitärer und verantwortungsloser Elemente; sonst gäbe es sie nicht! Jene Elemente aber würden die allerersten sein, die — im entscheidenden Augenblick — mögliche Zweifel an der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit derer schüren werden, von welchen sie bekämpft wurden. Es ist völlig undenkbar, daß die demokratischen und rechtsstaatlichen Energien in unserm Volk unter diesen Umständen den schweren Belastungen totalitärer Tyrannei (die ja auch von außen über uns kommen kann!) wirklich gewachsen wären.
Daher meine ich: Solange ungeklärt ist, ob Sie mit dem Autor der hier wiedergegebenen Rezension identisch sind oder nicht, sind Ihre Bemühungen in eminentem Maße in Frage gestellt. Gleichgültig, ob Sie der Verfasser sind oder nicht — es muß in jedem Falle verhindert werden, daß jene Kreise sich dieses Tatbestandes bemächtigen, die ihn sofort für ihre unsauberen Zwecke nutzen werden.
Um der Wahrheit über die Vergangenheit und um der freiheitlichen Gestaltung unserer Zukunft willen bitte ich Sie, sehr verehrter Herr Professor Adorno, hierzu Stellung zu nehmen. Ich bin der Auffassung, daß die Klärung dieser Angelegenheit im Interesse der Öffentlichkeit erforderlich ist, und ich leite daher eine Kopie dieses Offenen Briefes der Redaktion des „Diskus" zur Veröffentlichung zu.

Claus Chr. Schroeder
stud. phil. nat.
Bad Homburg, 31. 12. 1962

●

Sehr geehrte Herren,
schönsten Dank für Ihren so ungemein freundlichen Brief.
Herrn Schröder, der mir übrigens persönlich unbekannt ist, habe ich sogleich geantwortet. Ich lege Ihnen diese Antwort bei mit der Bitte, sie gleichzeitig mit dem Brief von Herrn Schröder zu publizieren. Da ich an der Integrität von Herrn Schröder zu zweifeln keinen Grund habe, lasse ich diejenigen Stellen aus meinem ursprünglichen Brief an ihn weg, die etwa in diesem Sinne mißverstanden werden könnten, und informiere ihn ebenfalls davon.
Mit aufrichtigem Dank und den besten Empfehlungen
Ihr stets ergebener
Th. W. Adorno
10. Januar 1963

Sehr geehrter Herr Schroeder,
die von Ihnen wiedergegebene Kritik habe ich tatsächlich geschrieben und publiziert. Sie sprechen dabei vom „Amtlichen Mitteilungsblatt der Reichsjugendführung" und fügen dem erst nachträglich hinzu, daß es die „Musik" war, eine allgemein bekannte, unpolitische Fachzeitschrift, an der ich lange Jahre intensiv mitgearbeitet hatte. Sie trug den Hinweis auf die Hitlerjugend nach dem Ausbruch der Hitlerdiktatur im Untertitel, als ich meine Kritikertätigkeit dort noch fortsetzte, bis ich sie im Sommer 1934 freiwillig niederlegte.
Daß ich jene Kritik damals schrieb, bedaure ich aufs tiefste. Anstößig ist vor allem, daß es sich um Gedichte von Schirach handelt. Ich kann mich freilich nicht darauf besinnen, daß die von Ihnen zitierte Scheußlichkeit, das erste Gedicht, sich unter den von Müntzel komponierten Texten befand; sonst hätte ich fraglos die Chöre zurückgegeben. Den Gedichtband selbst kannte und kenne ich nicht. — Auch den Goebbels'schen Begriff „romantischen Realismus" hätte ich nicht in den Mund nehmen dürfen.
Wer aber meinen Aufsatz unvoreingenommen liest, dem springt die Intention auch heute noch in die Augen: die neue Musik zu verteidigen; ihr zum Überwintern unterm Dritten Reich zu verhelfen; die, wie ich mich erinnere, wirklich sehr talentierten Chöre von Müntzel boten dafür keinen schlechten Einsatzpunkt. Allein schon die Betonung der innerkompositorischen Legimität gegenüber dem Drang, „verständlich und unmittelbar zu werden", läßt an meiner Absicht keinen Zweifel; noch weniger der Satz, „daß bei fortschreitender kompositorischer Konsequenz eben doch die romantische Harmonik gesprengt" werde. Das ist zu einer Zeit geschrieben, zu der bereits alles Derartige als kulturbolschewistisch verfemt war; man widmete mir selber in der Ausstellung „Die entartete Musik" einen Ehrenplatz. Sollte jemand mich dessen verdächtigen, ich hätte bei den Machthabern mich anbiedern wollen, so ist die Antwort darauf, daß ich dann ja nicht für das Diffamierte öffentlich gesprochen hätte. Die Wendungen, die man mir vorwerfen kann, mußten in der Situation von 1934 jedem vernünftigen Leser als captationes benevolentiae durchsichtig sein, die so zu sprechen mir erlauben sollten.
Der wahre Fehler lag in meiner falschen Beurteilung der Lage; wenn Sie wollen, in der Torheit dessen, dem der Entschluß zur Emigration unendlich schwer fiel. Ich glaubte, daß das Dritte Reich nicht lange dauern könne, daß man bleiben müsse, um hinüberzuretten, was nur möglich war. Nichts anderes hat mich zu den dumm-taktischen Sätzen veranlaßt. Gegen diese Sätze steht alles andere, was ich in meinem Leben, vor und nach Hitler, geschrieben habe, auch mein Kierkegaardbuch, das am Tage der sogenannten Machtübernahme erschien. Wer die Kontinuität meiner Arbeit überblickt, dürfte mich nicht mit Heidegger vergleichen, dessen Philosophie bis in ihre innersten Zellen faschistisch ist.
Ohne im mindesten zu beschönigen, was ich bereue, möchte ich es doch der Gerechtigkeit anheimstellen, ob die inkriminierten Sätze gegen mein oeuvre und mein Leben ins Gewicht fallen. Mir scheint es vielmehr, daß die Insistenz auf ihnen dazu dient, eben das zu diskreditieren, was ich, des Ausgangs höchst ungewiß, gegen das Fortleben des Hitlerschen Potentials, auch in der Heideggerschen Philosophie, versuche, und was vielleicht doch mittlerweile meine Dummheit wiedergutgemacht hat. Oder meinen Sie, daß diese mich dazu verurteilen sollte, für den Rest meines Lebens zu schweigen? Mit der Sorge, die Ihr Brief bekundet, wäre das kaum vereinbar.
Hochachtungsvoll
Prof. Dr. Adorno
3. Januar 1963

Carl Sternheim: Der Nebbich

Berlin SW 61
Hallisches Ufer 32-38
Kartenverkauf
täglich 10 bis 14 Uhr
Telefon 181766
und 181516
Premiere:
28. Januar 1963

Schaubühne am Hallischen Ufer · Zeitgenössisches Theater

DISKUS in Frankfurt **1963 · Jan. · 13. Jahrgang**

Die Toilettenschreiber: illustrierter Versuch einer Reportage mit vielen Statistiken, Merk- und Wahrworten, nebst der Versicherung, daß alles wahr sei

von SIRIUS

Sollten jedoch wihder Verhoffende die Pharisäsische Mükken-Fänger und Sadduceische Cameel-Verschlucker, dihse ORNAMENTAE GERMANIAE, die nicht mehr Hirn in ihrem Kopff haben alß eine Märtens-Gantz die OCCASION suchen, mich mit ihrem verleumbdischen und stachlichen Ottern-Zungen auß dem majestätischen Musen-Saal unter die Sakk-Pfeiffer und Orgel-Dreher zu drängen, so dörfften dihse Licht scheuente ANONYMI, dihse höchst gelährte Kaninichen sich füglig fürsehn for ihr auff geworffenes Wurst-Maul.

Arno Holz DES SCHÄFERS DAFNIS FRESS-, SAUFF- und VENUSLIEDER, Vorbericht.

Die, die des male, solsche Säu passe net hierher!

Eine der von den Universitätsbehörden angestellte Raumpflegerin am 10. Januar 1963. Diese Universität verfügt über eine stattliche Anzahl von Örtlichkeiten, die der Befriedigung eines Dranges dienen, der, allgemein und menschlich, die, welche von ihm besessen, zu höchlichsten Leistungen anzuspornen vermag. Es ist dies nicht etwa der Drang nach Wissen oder Moral — beide haben wir wohl kultiviert — sondern die Suche nach der Möglichkeit, Innenleben ungestört aus sich herausfließen zu lassen, um es in Worte zu fassen und in Zeichnungen einzugießen.

Meistens jedoch wird schon der Versuch hierzu verhindert. Aber für Hindernisse sind wir Deutsche berüchtigt. Die, die uns mit dem Etikett VOLK DER DICHTER UND DENKER versahen, fanden, als sie den DEUTSCHEN MENSCHEN von Kopf bis Fuß betrachteten, um nach einer Stelle zu suchen, wo man diesen auf Papier gedruckten Ehrentitel fixieren könne, nur einen ENDROIT unterhalb des Bauchnabels: (nachdem man das beneidenswerte Modell allerdings gebeten hatte, sich umzudrehen) **die hinteren Extremitäten.** Auf ihnen pflegt nicht nur der Deutsche zu sitzen; wohl hat dieser da die meisten Schwielen, und Schwielen dort sind bezeichnend für die Art in der hierzulande gedacht und gehindert wird. Jene Örtlichkeiten, die wir meinen, sind nicht Ateliers, Studierstuben oder Hörsäle: sind schlichte Toiletten, verschließbare Räume mit Papier und Wasserspülung.

Da tritt er ein, läßt sich nieder, nachdem er vorher den Hosenbund ein wenig gelockert

hat, zieht Stift oder Messer aus der Tasche, fixiert einen Punkt auf der weißgestrichenen Holzwand, denkt, beginnt zu zeichnen und zu schreiben. Unter seinen Freunden als der flotte Johann bekannt, erinnert er sich der Träume und Wünsche, als er sechzehn war, der Anblick von Ruth Leuwerik oder Maria Schell ihm das Maul trocknete, er Tränen in den Augen spürte, wenn man in der Schule Ännchen von Tharau sang.

Den Schlachtruf SALVE CAESAR PUBERTATES TE SALUTANT unhörbar auf den Lippen kämpft er noch einmal die Kämpfe seiner Kindheit, auf dem Holz, mit dem Stift. Seine Phantasie wuchert; die Gestalten, die er auf die Wand wirft, leben. Sie verschränken sich ineinander, lehnen sich auf. Des Zeichnens ungeübt, versieht er sie mit Anmerkungen: kurzen Topoi, Merksätzen. Überkommt ihn die Wehmut, reimt er.

Aber nicht nur den Bereich, den zu betreten seine Mutter ihm immer verwehrte („daß du das nicht anfaßt, das ist unanständig; darüber spricht man nicht!"), auf den ihn seine Lehrer wie auf ein gelobtes Land vertrösteten („das behandeln wir erst in Oberprima"), auch die Politik versieht er mit Glossen und Marginalien.

(Im folgenden geben wir einige Texte wieder, die wir in den Toiletten unserer Alma Mater aufgezeichnet haben. Striche bedeuten Worte, die wiederzugeben, uns der moralische Geschmack unserer Leser verbietet. Zeichnungen zu publizieren, schien uns nicht geraten, da wir von gewissen Stellen deutliche Warnungen, eingeschrieben zugestellt bekamen, der Sittlichkeit der Universitätsgesellschaft nicht noch mehr Schaden zuzufügen. Wir bedauern diese Kürzungen der Information.)

1

Die Deutschen sind alle Schweine. Die Ausländer noch größere · Cuba si (euch ist's leicht verammelt, Heil Hitler) Schatz, warte auf Dich heute um 19,30 Uhr · Siege wer will, verlieren tust du immer · Frau ——— Frau ——— schön ——— Kam, sah, siegte (das glaube ich nicht) · Hört doch endlich auf, einer der's ehrlich meint · Jedem sein Perser, entweder auf'm Boden oder im

Wer die Auswürfe lauterer Seelen an den Wänden unserer Aborte aufmerksam betrachtet, sie vergleicht, mit dem sich was allerortens in Literatur und darstellender Kunst als impotente Größe gibt, beginnt zu begreifen, daß die Verantwortlichen in Kultur und Wirtschaft die falschen Leute und die falschen Produkte subventionieren und kaufen.

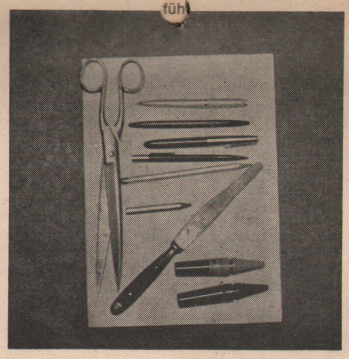
Man sollte in die Toiletten gehen: DORT FINDET UNSERE ZEIT IHR KÜNSTLERISCHES ANTLITZ WIEDER. Man sollte die Ströme guten schottischen Whiskys, vergossen bei Vernissagen und Dichterlesungen, in die Abtritte lenken. Zeitungen, Rundfunk und TV sollten folgendes verbreiten: „Kunstfreunde, Interessierte und die Damen und Herren der Gesellschaft trafen sich am gestrigen Sonntag um 11 Uhr morgens zu einer geschmackvoll arrangierten Matiné. In der Toilette I des Studentenhauses stellte sich die Gruppe F bei Toast, angenehm säuerlichem Geruch und dem lei-

2

Raumpflegerin Erna S., 65/132/45 kg, mit Sinn für Höheres, häuslich, maß ihren Blutdruck, als sie abwischte: Zeichnung A: 65 · Text B: 125 · Zeichnung C: 80 · Text D: 250 · danach verschied sie r. i. p.

sen Summen des elektrischen Handtrockners vor und der Kritik der Anwesenden. Herr Dr. Friedrich Wilhelm Riemenschreiber deutete in einer einfühlenden, die Probleme dieser neuen Kunst nicht verschweigenden Ansprache, Sinn und ORDO der Zeichnungen und Texte. Während das unter der Leitung des Iren Ducky Braindeer stehende Michelangeloquartett den Twist ENTWENDET BEI MOZART intonierte, hatten alle das erhebende Gefühl, daß UNSERE KUNST endlich den Käfig der Vernunft, in dem sie solange eingesperrt war, verlassen hatte."

Aber dies geschieht nicht. „Sie saufen weiter Henessy vor meinem Lieschen (Mona Lisa) und kaufen falsche Rembrandts," beklagte sich unlängst der Student Helmut Peha, „zum trüben Blick gesellt sich eben auch hier der hohle Kopf".



Der Unmut des jungen Schreibers ist begründet. Noch immer verweisen die Experten das spontane Schreiben und Bemalen von Abort-

3

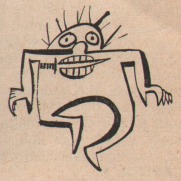
Berühmte Toilettenschreiber: Caesar · Carolus Magnus · Leonardo · Erasmus · Schiller · Goethe · Wilhelm II · Sirius

wänden in den Bereich der Gebrauchskunst, da deren Genuß, dem eines Kriminalromans

oder der FAZ, denen wie jedermann weiß, gerade an diesen Orten höchste Aufmerksamkeit zuteil wird, zu sehr ähnelt. Die katholische Kirche katalogisiert diese Kunst, die durch Julius Caesar initiiert wurde — der während des gallischen Krieges sein Feldklosett mit allerlei galanten Figuren zu versehen pflegte — unter der Rubrik AUSWÜCHSE DES LIBERALISMUS,

4

Sirius führt zwei donnerstäglich Unflätige durch Toiletten. Nur Männer. Preis 2.50 DM Dankschreiben im voraus mitzubringen. Ohne Netz und doppelten Boden.



der „die Seele durch zu große Freiheit vergiftet!" Der protestantische Weltkirchenrat sieht darin die aktuelle Verhöhnung des CHRISTLICHEN VEREINS JUNGER MÄNNER, dessen Vereinstoiletten, „durch gekaufte Buben derartig besudelt", nicht mehr genug Platz besäßen, den Pilger und Wanderer zur einkehrenden Besinnung anzuleiten". Attacken sind viele. Attacken sind Ehre.

Sirius erblickt in diesen Bildern nur einen Ausdruck kreativer Menschlichkeit. Ihn freizusetzen muß unsere Aufgabe, ihn zu erhalten unser Vergnügen sein.

finis

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 68764

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

foto **WAGNER**

Das Fachgeschäft an der Bockenheimer Warte macht Ihnen das FILMEN und FOTOGRAFIEREN leicht.

Wir verleihen FILMKAMERAS und FOTOAPPARATE zu günstigen Bedingungen
Bitte verlangen Sie unsere Preisliste **TELEFON 771657**
Nur 1 Minute von der Universität

IHR SEID MIR SCHOENE GENOSSEN

Das ist:

Die abentheurliche Historj von dem SHB zu Frankfurt /

darinnen umschweifig erzehlet wird / wie er zu weit auf die linke Hand gehet / warumb er einen neuen Namen bekompt / auch was für seltsambe Aufzüge etlichen teutschen Parteigesinds und der gleichen Bursch er außgestanden /

beschrieben und an Tag gegeben von

HERBERT WOLF

Überaus lustig / und männiglich nutzlich zu lesen.

Untrügliches Zeichen für den Zerfall eines Verbandes sind Diadochenkämpfe und lautstarke Auseinandersetzungen um die innere Struktur. Der Sozialdemokratische Hochschulbund Deutschlands (SHB), parteitreues Rudiment einer berühmten Spaltung, hat nie sonderlich viel an geistiger Potenz besessen. Im Jahre 1962 aber kam er vollends auf den Hund.

CAPITUL I

Vermeldet wie eynem ehrbaren studiosus übel mitgespielt/ er wider seynen Willen in das Rektorat gejaget/ item mit welchem conditionibus er der Jager wieder los geworden

Es war an einem schönen Sommertag im Juli 1962, als es beim Rektorat der Goethe-Universität heftig Einlaß begehrte. Durch die Tür fiel ein weißhaariger Herr von unscheinbarer Statur: Alfred Fiedler, 53, Student der Soziologie und Mitglied des SHB. „Rufen Sie sofort die Polizei", beschwor er den aus seinem Bürosessel aufgeschreckten Amtmann Knußmann, „ich werde verfolgt und brauche Polizeischutz." Der Amtmann setzte sich zunächst einmal wieder und ließ Fiedler berichten. Er vernahm von schrecklichen, der Würde des Rektorates gar nicht angemessenen Dingen.

Arglos war Fiedler einige Minuten zuvor durch das Studentenhaus geschlendert, als er sich unversehens von einer Schar erregter SHB-Genossen umringt und barsch angeherrscht sah: „Wo sind die Manuskripte für unsere Zeitung?" Statt nun Rede und Antwort zu stehen, enteilte Fiedler mit fliegenden Rockschößen zur Bockenheimer Warte, von wo er sich mittels einer Tram davonzumachen gedachte. Das sollte ihm jedoch nicht gelingen. Die Genossen zogen den Veteranen noch vom Trittbrett herunter, ihm damit handgreiflich bedeutend, er komme nicht aus ihrer Runde, bevor er die verschwundenen Manuskripte wieder herausgerückt habe. Fiedler warf sich in ein Taxi, hatte jedoch kaum die Autotür hinter sich geschlossen, als der Chauffeur sie zum Aussteigen wieder öffnete. „Das ist ein Dieb, den dürfen Sie nicht fahren!" schreckte man den braven Mann. Fiedler sah sich so aller Hilfsmittel der Technik beraubt und auf sich selbst gestellt. Jetzt half nur noch schnelles Handeln: ganz gegen die Würde seines Alters flüchtete er Hals über Kopf ins Rektorat, von dessen akademischer Integrität er sich vorläufigen Schutz vor den proletarischen Fäusten seiner Widersacher versprach.

Bald klopfte es ein zweites Mal bei Knußmann und herein strömten die hartnäckigen Verfolger. Knußmann rief die Polizei trotzdem nicht, erwartete er doch jeden Augenblick Se. Magnifizenz zurück, dem er den Anblick öffentlicher Ordnungshüter im Allerheiligsten der Alma Mater nicht zumuten zu können glaubte. Dafür taten das die Genossen. Und ab ging die Fahrt zum nächsten Polizeirevier, wo Strafantrag wegen Unterschlagung gegen Fiedler gestellt wurde. Was aus der Anzeige geworden ist, darüber freilich schweigt der SHB.

CAPITUL II

erzehlt umbständlich/ warumb dies alles geschehen und handelt von einer neu Zeitung sowie dero schlecht Fortkommen

Neidvoll blickte der SHB schon lange auf die immer zahlreicher im Universitätsgelände erscheinenden Waschzettel publizitätsfreudiger Studentengruppen, insbesondere auf das Organ der RCDS-Konkurrenz „spontan". Also war in einem Konklave bei Landesverbandschef Manfred Müller im Studentenhaus der Plan ausgedacht worden, auch für den SHB eine Zeitung einzurichten. Fiedler besorgte das nötige Geld (von den Gewerkschaften bemerkenswerterweise) und sicherte sich damit einen der zwei Herausgeberposten. Den anderen gestand man dem Landesvater Müller zu. Alsbald entbrannte ein heftiger Kampf um Form und Inhalt des Blättchens. Fiedler-Freund und Landesverbands-Organisationsreferent Kowarsch, der als einziger der SPD-Jünglinge fähig gewesen wäre, das Blatt zu edieren, gedachte, eine ernsthafte politische Diskussion darin zu führen und bot sich als Redakteur an. Als jedoch Müller für sich Zensurrechte beanspruchte, verzichtete er auf eine Mitarbeit. Müllers Konzeption, allgegenwärtig im späteren Titel der Zeitung „voran" – kleingeschrieben – statt „VORWÄRTS" – großgeschrieben –, setzte sich durch. Fiedler, kämpferischer veranlagt als Freund Kowarsch, schritt zur Tat. Mit dem Ergebnis der Diskussionen alles andere als einverstanden, beschlagnahmte er kurzerhand die inzwischen bei der Druckerei eingereichten Manuskripte und zwang damit den genarrten Genossen die dornenvolle Fleißarbeit auf, im Akkord neue Artikel zu erstellen, um die Termine einzuhalten. Das Ergebnis war entsprechend. Joachim Schilling, Vorstandsmitglied des SHB, empörte sich: „Wenn der Müller das Zeug unter die Leute bringen will, soll er es versuchen. Ich verteile jedenfalls nicht mit; man muß sich ja schämen." Mit „voran" will es auch seither nicht recht vorwärts gehen.

CAPITUL III

Wie der Studente Müller/ als da ist der hessischen Socialdemocratten Oberster/ amicis suis allerlei Geld abzwacket/ seynen Beutel prosperiert und darumb examiniert wird

Parallel dazu und damit verwoben lief eine interne Säuberungsaktion. Ein Teil der Genossen, darunter Kowarsch, empörte sich gegen den Großkopfeten Manfred Müller, dem sie Unfähigkeit zum Landesvorsitzenden vorhielten. Es ist dies nicht der einzige Vorwurf, den Müller damals zu hören bekam. Auch im Wohnheim Mertonstraße, dessen Tutor er war, mehrten sich die Stimmen, Müller sei „abzuschießen." Eine Heimvollversammlung sprach ihm das Mißtrauen aus, nachdem sie ihn zwei Stunden lang mit solcherart massiven Vorwürfen bombardiert hatte: er habe aus der heimeigenen Bar ein SHB-Clublokal gemacht, er lade nur ihm genehme Leute zu seinen Tutorenabenden ein, kümmere sich um seine Parteikarriere, nicht aber um das Heim und bereichere sich durch teuren Verkauf billigen Sekts an Heimbewohnern. Außerdem beklagten sich Alt-SHBler bitter, denen Müller beim intimen Plausch zu dritt in der Dienstwohnung von seinem Sekt vorsetzte: „Der Müller verlangte von jedem ‚unter Freunden' DM 1,50. Da hat er dann noch daran verdient und selbst mitgetrunken." Der Vorstand der Stiftung Studentenhaus konnte sich denn auch nicht entschließen, den angeschlagenen Müller über den 31. Dezember 1962 als Tutor zu behalten. Müller sah sich rechtzeitig nach einer neuen Tätigkeit um. Er übernahm an der Bockenheimer Warte einen Kiosk und verkauft nun „echt Berliner Curry-Würstchen („Ich mache das ja nicht wegen des Geldverdienens, sondern weil ich mich furchtbar über die unverschämten Preise der Frankfurter Buden geärgert habe.") Die SHB-Genossen, die Müller anfangs beim Verkauf assistiert hatten, kündigten ihm allerdings inzwischen – mit einer Ausnahme – Mitarbeit und Freundschaft, nachdem sie, ihren Berichten zufolge, herausgefunden hatten, daß Müller an den Würsten monatlich 540 Mark verdiente, sie aber nur vierzig.

CAPITUL IV

meldet von eynem gefehrlichen Zweikampff umb Leib und Leben und des Kampffes causae/ item wasgestalten erstgenannter Müller weiter anzufangen sich vorgestellt und wie er mit beträchtlichem Glücke und argen Spiegelfechtereyen wiederumb davon kömpt

Aber zurück zum SHB. Anlaß zum Streit um Müller war Neumitglied Helmut Bilstein, der dem LSD schnöde den Rücken gekehrt und zu den Sozialdemokraten gestoßen war. Der SHB-Beirat, dem außer Müller die Genossen Kowarsch, Fiedler, Rütten und Obert angehörten, hatte mit Mehrheit beschlossen, Bilstein nur unter der Bedingung aufzunehmen, daß er sich zunächst im Fußvolk bewähre.

Müller jedoch, unter chronischem Personalmangel leidend, ernannte den willigen Bilstein alsbald zum Pressereferenten des hessischen

Landesverbandes. So betrogen, sahen die Aufständischen im Beirat (Kowarsch, Fiedler, Rütten) einen willkommenen Anlaß, Müller wegen Mißachtung von Verbandsbeschlüssen aus dem SHB auszuschließen.

Jedoch der Gegner bekam Wind davon und schlug zurück. Um zunächst die Mehrheitsverhältnisse im Beirat zu ändern, ließ er über den Frankfurter Gruppenchef Rainer Girndt den Bundesvorstand in Bonn alarmieren, welcher Fiedler auch postwendend per Expreß und Einschreiben suspendierte, gerade rechtzeitig vor der nächsten Beiratssitzung. Das Kleeblatt tagte dennoch und schloß Müller aus, nicht ohne ihm in einem Brief an den Vorstandsvorsitzenden der Stiftung Studentenhaus, Professor Rammelmayer, vorzuwerfen, er habe den SHB-Genossen Flaschenbier zum überhöhten Preis von 80 Pfennig verkauft.

Aber Müller gab sich nicht geschlagen. Ihm blieb noch eine Woche Zeit bis zur SHB-Mitgliederversammlung, die endgültig entscheiden würde. Richtig erkennend, daß der eigentlich gefährliche Mann sein Referent Kowarsch war, kramte er eine Diskussion aus dem Gedächtnis hervor, die sich ein halbes Jahr zuvor zu später Stunde im Sozialistentreffpunkt „Universitätscafé" abgespielt hatte, und warf Kowarsch vor, er habe damals die Terrorakte der OAS gebilligt. Außerdem sei er ein Franco-Freund. Womit Müller SPD-Tabus angerührt und richtig kalkuliert hatte. Semper aliquid haeret. Dazu gerechnet der Ärger der Gefoppten über Fiedlers Zeitungseklat: Die Mitgliederversammlung schloß nicht Müller, sondern Kowarsch und Fiedler aus dem SHB aus. Was an Müllers Anwürfen richtig gewesen war, lag das Beispiel Spanien zeigen. Kowarsch hatte für eine Aufnahme Spaniens in die EWG plädiert, mehr nicht. Bezeichnenderweise entschuldigte sich ein SHB-Mitglied später bei Kowarsch für das Votum, nachdem er die Intrige durchschaut hatte.

CAPITUL V

beschreybt zuvörderst wie der Hagemann/ als da ist der ganzt Oberste dero SHB-Kumpanei/ mit schlechtem Glück eilends aus Bonn nach Frankfurt angereist kömpt und ein gar tyrannisch Regiment führt

Der SHB ging in die Sommerferien. Aber er sollte ihrer nicht sonderlich froh werden, denn schon war der Großinquisitor aus Bonn auf dem Wege: Bundesvorsitzender Jürgen Hagemann. Wehnerscher Praktiken eingedenk und dessen wohl bewußt, daß die Parteibaracke laut Vertrag den stolzen Namen „Sozialdemokratischer Hochschulbund" wie ein Warenzeichen schützen ließ und damit dem SHB jederzeit entziehen kann, sieht Hagemann nämlich auf strengen Zentralismus und predigt insbesondere völlige Abstinenz vor den sozialistischen Genossen vom SDS: „Der SHB unternimmt auf keiner Ebene Aktionen und geht auf keiner Ebene Koalitionen ein, an denen der SDS beteiligt ist." Und mit noch stärkerem Kaliber: „Der SHB lehnt jede Zusammenarbeit mit deutschen Studentengruppen und Studentenverbänden ab, die nicht auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung stehen. Das gilt auch für die Fördergesellschaft des SDS."

Indes, die Landesvorsitzenden, die Hagemanns Meditationen am 31. Oktober 1962 auf einer

Voran

Katholisches Turnen

Dr. Zinn: 1,056 Milliarden für die Wissenschaft

Bundesbeiratssitzung zum Verbandsdogma erheben sollten, waren anderer Meinung. Angesichts der SPIEGEL-Affäre, in der der SDS vielerorts die Initiative ergriffen hatte, fürchteten sie um den letzten Rest Popularität, wenn sie abseits bleiben würden und verwarfen mit einer Stimme Mehrheit Hagemanns Antrag. Der Bundesvorstand griff zum Geschäftsordnungstrick: Er schickte die Landesfürsten nach Hause und faßte dann den Beschluß selbst. Laut SHB-Satzung gelten Bundesvorstandsbeschlüsse so lange für alle verbindlich, bis der Bundesbeirat ein entgegengesetztes Votum abgibt. Die Landesfürsten aber können jetzt erst im Frühjahr 1963 beschließen.

Noch einen zweiten Beschluß faßte der Bundesvorstand an jenem denkwürdigen Tag, der dem SHB endgültig die Rolle der Kaderbildung für die Partei zuschusterte: Er suspendierte den Frankfurter Gruppenchef Rainer Girndt von seiner Mitgliedschaft im SHB, weil Girndt zum Ärger des Zentralisten Hagemann dem Bundesvorstand nur „koordinierende und ergänzende Arbeit" zugestehen wollte. Die „geistige Auseinandersetzung und politische Meinungsbildung" aber habe in den einzelnen Gruppen zu geschehen, meinte Girndt, und er hatte allen Grund, diese Meinung zu vertreten, denn über dem SPD-Musterländle Hessen hatte sich ein Unwetter zusammengezogen.

CAPITUL VI

ist eine seltsam comoedia und handelt von gemachter Zechen ohne den Wirt

Die Lawine begann im Februar 1962 zu rollen. Damals erdreistete sich der SHB in Marburg, bei den AStA-Wahlen mit dem „Ring freier Studenten" zu koalieren, dem auch der SDS angehört. Der damalige Bundesvorsitzende Grönert, auf die Gemeinsamkeitsparolen der Bonner Parteivorsitzenden eingeschworen, hätte lieber eine Liga SHB-RCDS gesehen. Er eilte nach Marburg und warf die Sektierer kurzerhand aus dem SHB hinaus, mit dem Erfolg, daß jene sich in einer neuen Gruppe zusammenschlossen, die sie pfiffig „demokratisch-sozial" nannten (gegenüber „sozialdemokratisch"), und innerhalb weniger Wochen zur mitgliederstärksten politischen Gruppe in Marburg machten. Das verbliebene Häuflein der sieben aufrechten SHBler dagegen muß um seine nackte Existenz bangen, hat doch der AStA, dessen Vorsitzender Klaus Schwehn gleichzeitig Chef der „Demokratisch Sozialen Hochschulgemeinschaft" (DSH) ist, einen Antrag auf Streichung des SHB aus dem Universitätsregister beim Senat eingereicht, über den demnächst verhandelt wird.

Damit nicht genug. Die Südhessen luden Ende September den Pfarrer und Helsinki-Fahrer Mochalski zu einem öffentlichen Vortrag ein. Hagemann bemühte sich nach Kräften, ihn wieder ausladen zu lassen. Jedoch die Frankfurter bestanden auf einem eigenen Weg zum Godesberger Programm, und Mochalski redete. Hagemann sah rot.

CAPITUL VII

Worinnen zween Genossen mit den SDS-Teuffeln paktieren und ihren ärgsten Feind lieben/ item von einer großen Schlacht in welcher der Thriumphator über dem Obsiegen seyne Leutte verliert/ insbesondere über die rechte politische Konfession

Am 4. Oktober 1962 war dann das Maß voll. In Frankfurt tagte die Bundesdelegiertenversammlung des SDS. Der SHB-Frankfurt, dazu eingeladen, gab sich kollegial. Mitglied Rolf Müller verlas eine Grußadresse an die Genossen und gab darin seiner Hoffnung Ausdruck, daß „nun endlich die Zeit zu einer sachlichen Auseinandersetzung und etwaigen Zusammenarbeit in den gemeinsamen Interessensphären herangereift" sei. Konvertit Bilstein gar, vor dem der Beirat einst gewarnt hatte, ließ sich dazu animieren, eine auf dem SDS-Kongreß kursierende Unterschriftensammlung für Amnestie in Portugal mit „Pressereferent im SHB-Hessen" zu unterzeichnen.

In Bonn brach Panik aus. Jürgen Hagemann griff zum altbewährten Radikalmittel: Am 26. Oktober teilte er den beiden vom Wege abgekommenen Genossen ihre Suspendierung mit. Ernst Eichengrün, Vorsitzender des Ältestenrates, der obersten SHB-Schiedsinstanz, leistete Hilfestellung. In der klugen Voraussicht, daß die Frankfurter Mitgliederversammlung, die zunächst über Hagemanns Ausschlußanträge entscheiden mußte, nicht so ganz den Absichten Hagemanns entsprechen werde, schrieb er an seine lieben Freunde im Ältestenrat: „Sollte die Gruppe einen oder beide

SPD-Nachwuchskraft Helmut Bilstein — Journalistischer Wechselbalg „voran": Konkurs angemeldet

UMFRAGE

1. Wie würden Sie etwa den Testatzwang begründen?

2. Glauben Sie, daß der Testatzwang auch heute noch eine Kontrolle des Vorlesungsbesuchs ermöglicht?

3. Halten Sie eine Beschränkung des Testatbetriebs auf Seminare für sinnvoll?

4. Glauben Sie, daß der Zeitaufwand beim Testieren noch dem ideellen Gehalt entspricht?

genauer gesagt: der Versuch einer solchen. Das Ergebnis mag die Schwierigkeiten beim Herausbringen einer Studentenzeitung beleuchten, will sie einmal den Universitätsalltag abhandeln. Gedankt sei den beiden Dekanen, die geantwortet haben. Nicht so ernst gemeint war die letzte Frage. Zeit drauflegen muß ja der Professor. Es soll vorkommen, daß ihm bis zu 2000 Testate im Semester abverlangt werden. Entspricht der Zeitaufwand hier noch dem „ideellen Gehalt"?

Nachdem der Senat unserer Universität in der Frage des Testatzwanges eine Entscheidung getroffen hat, erscheint es mir nicht sehr sinnvoll, gerade dessen Mitglieder zu einer kritischen Stellungnahme aufzufordern.
Die Auffassung meiner Fakultät zu der Frage stimmt mit der Stellungnahme des Senats überein und ist Ihnen bekannt. Ich bin trotzdem bereit, meine eigene Meinung zu der Frage zu begründen, betone jedoch, daß ich mit den folgenden Ausführungen nicht als Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät spreche, sondern allein meine persönliche Ansicht zum Ausdruck bringe.
Zu 1): Nicht ohne Grund basiert auch die moderne Universität auf dem Prinzip des persönlichen Kontaktes zwischen Lehrern und Schülern. Man geht von der Erfahrung aus, daß Vortrag und Gespräch sowohl jeder Übertragung durch technische Kommunikationsmittel als auch dem Literaturstudium überlegen sind. Die persönliche Begegnung im Hörsaal bietet über den Vorgang der intellektuellen Übermittlung hinaus Gelegenheit, geistige Impulse zu empfangen, die auf keine andere Art übertragen werden können. Dabei symbolisiert die traditionelle Gepflogenheit des Testierens den Beginn eines geistigen Zusammenwirkens zwischen Lehrer und Schüler, vergleichbar etwa dem Handschlag, wie er in anderen Bereichen den Beginn einer Zusammenarbeit oder den Abschluß eines Vertrages bekräftigt.
Darüber hinaus wird gerade durch den Testatzwang eine zwanglose Gelegenheit für den persönlichen Kontakt zwischen Dozent und Hörer geschaffen, die für die weiteren Beziehungen möglicherweise von Bedeutung sein kann.
Zu 2): Das Wort „testatus" bedeutet zwar „bezeugt", ich sehe aber im Testat keine Kontrollfunktion, d. h. Bestätigung regelmäßiger Teilnahme, sondern im Sinne meiner Ausführungen zu Frage 1 nur die äußere Bestätigung einer eingegangenen geistigen Beziehung.
Zu 3): Aus dem zu Frage 1 Gesagten ergibt sich, daß ich eine Einschränkung des Testatzwanges auf Seminare nicht für sinnvoll halte.
Zu 4): Die Frage nach dem Zeitaufwand beim Testieren ist mir nicht ganz verständlich. Wenn ich annehme, daß ein Student nur Vorlesungen belegt, die für ihn von Interesse sind und sie daher auch gelegentlich besucht, dürfte der Zeitaufwand nicht sehr hoch einzuschätzen sein, zumal bei dem neuen Belegverfahren die Testierbücher wohl frühzeitiger in die Hände der Studierenden gelangen. Man könnte sogar in einer Art Paradoxon sagen, daß — von früheren technischen Unzulänglichkeiten abgesehen — ein etwaiger Zeitaufwand beim Testieren dem ideellen Gehalt um so besser entspricht, je größer er ist, wenn er zum Anlaß persönlicher Kontakte zwischen den Beteiligten wird.
Prof. Dr. Priebe

●

Zu 1): Testatzwang ist in den einzelnen Ländern vorgeschrieben und wird dort für die Ablegung des Examens verlangt. Daher ist es notwendig, bei dem Testatzwang zu bleiben. Er dient zur Kontrolle bei praktischen Übungen und ist für Studenten aus dem Ausland ebenfalls von Bedeutung.
Zu 2): Eine Kontrolle ist nur bei den Vorlesungen möglich, bei denen die Studenten aufgerufen werden.
Zu 3): Nein
Zu 4): Das Testieren besitzt keinen ideellen Gehalt, sondern praktischen Nutzen.
Prof. Dr. W. Krücke

●

Auf Ihre Anfrage vom 21. November teile ich Ihnen mit, daß ich Ihnen den gewünschten Beitrag nicht liefern kann. Als Dekan der Philosophischen Fakultät sehe ich mich nicht in der Lage, eine private Meinung zu äußern, ohne daß diese als Meinung der Fakultät interpretiert wird.
Prof. Dr. Schlesinger

●

Auf Ihren Brief vom 21. November 1962, der eine Stellungnahme zum Thema „Testatzwang" erbittet, möchte ich Ihnen vorschlagen, sich über den AStA mit dem Rektor in Verbindung zu setzen.
Mit der Angelegenheit hat sich vor einiger Zeit der Senat befaßt, an seinen Beschluß müssen wir uns als Fakultät gebunden fühlen. Dies schließt nicht aus, daß verschiedene Mitglieder der Fakultät anderer Meinung sind.
Prof. Dr. Th. Wieland

●

Ihrer Bitte, mich im DISKUS zum Testatzwang zu äußern, kann ich leider nicht entsprechen. Der Senat hat nach längerer und eingehender Prüfung unter Berücksichtigung aller Einwände beschlossen, den Testatzwang beizubehalten. Obwohl ich persönlich für eine Abschaffung des Testatzwanges eingetreten bin, möchte ich die Diskussion nicht noch einmal von neuem eröffnen.
Prof. Dr. Jaennecke

kurz notiert

Kapituliert haben die studentischen Mitglieder des Vereins „Studentenwerk" auf einer Sitzung am 16. 12. 1962 vor den Fallstricken der Behörden. Um sich endlich den jahrealten Erbstreit hinsichtlich der „Studentischen Darlehenskassen" vom Halse zu schaffen, verzichteten sie auf die Eigentumsrechte an diesem Objekt, handelten aber für die Preisgabe des Rechtstitels eine weitere zweckgebundene Verwendung der Gelder ein. Durch ein kompliziertes Vertragssystem glauben sich die Studenten vor weiteren Überraschungen gesichert. Das Vermögen wird künftig von der neuen Anstalt verwaltet werden.

Das Quartier Latin, berühmtes und stets ausverkauftes Faschingsfest der Frankfurter Studentenschaft, wird dieses Jahr nicht nur zwei, sondern drei Nächte dauern, nämlich vom 14. bis 16. Februar. Der AStA hofft, durch das Mehrangebot von 1000 Karten den Ansturm diesmal bewältigen zu können.

250 000 DM spendete die Frankfurter Hypothekenbank anläßlich ihres 125jährigen Bestehens der Stiftung Studentenhaus für den Bau eines Wohnheimes. Die Stiftung will damit auf dem Gelände Ginnheimer Landstraße 40 bauen. Geschäftsführer **Wilfried Faß,** der das Projekt mit großer Energie vorantreibt, ist überzeugt, daß das neue Heim schon 1964 bezogen werden kann.

Die nächsten Wahlen zum Studentenparlament finden vom 5. bis 7. Februar statt. Es sind insgesamt 23 Parlamentarier zu wählen.

Einen Hochschulführer, der unsere Universität noch immer fehlt, will der AStA zum Sommersemester herausgeben. Ein eigens zu diesem Zweck gebildeter Ausschuß aus je einem Mitglied aller Fachschaften wird die redaktionelle Gestaltung übernehmen. Ungeklärt ist gegenwärtig noch die Finanzierung.

„Student für Berlin", eine rein studentische Arbeitsgemeinschaft, die in den Sommerferien 10 000 Berliner Kinder zu sich einladen will, ist nach dem Vorbild von Clausthal-Zellerfeld, wo letztes Jahr 350 Kinder ihre Ferien verbrachten, nun ebenfalls in Frankfurt gegründet worden. Die Mitglieder, die auch diesmal die Kinder selbst betreuen wollen, benötigen zur Finanzierung ihres Vorhabens etwa 500 000 DM. Obwohl Bundespräsident Lübke die Aktion unterstützt und alle Studenten zur Mitarbeit aufgerufen hat, ist nicht alles eitel Freude: Schwierigkeiten macht das „Hilfswerk Berlin" (bekannt durch die Fernsehlotterie), das für sich das Monopol beansprucht und bisher auch alle staatlichen Zuschüsse erhalten hat.

Eine Senatskommission wird sich demnächst damit zu befassen haben, ob an unserer Universität Kollegienhäuser nach dem Plan des Wissenschaftsrates gebaut werden sollen. Der Wissenschaftsrat hatte empfohlen, alle Studenten der ersten drei Semester in Heime einzuquartieren, damit sie besser „in die akademische Gemeinschaft hineinwachsen" könnten. Die Ansicht des AStA, der das Vorhaben des Wissenschaftsrates mit Vehemenz ablehnt, wird Vorsitzender Ingo Homt selbst darlegen.

Gekündigt hat der Pächter Behrends bereits nach einem halben Jahr den Vertrag über die Medizinermensa, nachdem die Universitätsverwaltung eine langfristige Vereinbarung mit dem Unternehmer Krohme über den Verkauf auf Universitätsgelände eingegangen war, die Krohme das Monopol sichert, und Behrens — im Widerspruch zum ursprünglichen Vertragstext — aufoktroyierte, die Mensa „nur als Mensa" zu betreiben, d. h. keine eigenen Waren zu verkaufen. Damit dürften die chaotischen Zustände, die vor der Verpachtung der Mensa herrschten, noch dieses Semester wiederkehren. Die Studentenvertretung wurde von der Universitätsverwaltung vor vollendete Tatsachen gestellt.

Die **Dornbusch-Kantorei** sucht für die Aufführung der Johannis-Passion von J. S. Bach Ende Februar 1963 noch Sängerinnen und Sänger. Probe: an jedem Freitag um 20.00 Uhr in der alten Dornbuschkirche. Eschersheimer Landstraße 241 (Linie 8, 13, 17, 23 bis Haltestelle Humserstraße). Vor jeder Probe findet ab 19.15 Uhr zusätzlich und freiwillig Unterricht im Tonsatz, Dirigieren und in der Aufführungstechnik statt.

Pech hat ein Student, wenn er sich in den Semesterferien auf zwei Seminare vorbereitet und zu Beginn des Semesters feststellen muß, daß, entgegen der Ankündigung im Vorlesungsverzeichnis, beide Seminare zur gleichen Zeit abgehalten werden.

Verhungert ist — wie erst jetzt bekannt wurde — die Mensakatze „Tiger". Kein Wunder.

personalien

Dieter Mönch, Aktivist vom Dienst, der bei einer Diskussion anläßlich eines Sitzstreiks Frankfurter Studenten auf der Hauptwache („Augstein raus, Strauß rein") den Erfolgsautor Alfred Andersch („Die Rote") auf Anhieb bis aufs Hemd auszog, hat nach seinem Ausscheiden aus dem studentischen Funktionärskorps sich ein Tätigkeitsfeld auf höherer Ebene gesucht: Er stellt im Offenbacher Hinterland neue Kerntruppen für die „Junge Union" auf.

Hartmut Vogt, Pilger zum Weltjugendfestival, mit dem der AStA deshalb „nicht mehr zusammenarbeiten" will, erschien dennoch in Zimmer 13 und bat um den Wortlaut der Pro-Festival-Resolution, die er einst unterschrieben hatte. Unerwartete Kritik aus den Reihen der SDS-Genossen zwang Vogt, der im Missionseifer alle Exemplare des Pamphlets verteilt hatte, jetzt noch einmal zu überdenken, was er in erster Begeisterung mit seinem Autogramm verziert hatte. Der AStA blieb hart und wies Vogt die Tür.

Prof. Dr. Taubmann, stellv. Vorsitzender der Akademischen Auslandsstelle, wurde vom Senat als Protektor des Internationalen Clubs wiedergewählt. Somit gehören dem Vorstand des IC im Jahr 1963 an: Prof. Hartner, Prof. Taubmann, der AStA — Vorsitzende Homt und die AStA-Auslandsreferentin Heidi Henckels.

Wolfgang Fastabend, dienstältester AStA-Funktionär — er begann im Jahr 1956 als gefürchteter Oppositionsführer im Parlament und war zuletzt studentischer Vertreter im Hauptbeförderungsausschuß — hat sich am 1. Januar zur wohlverdienten Ruhe gesetzt.

Heinz Rudi Brunner, gelernter Journalist, soll im Auftrage des AStA eine neue Folge der „asta-informationen" im Boulevard-Stil herausbringen. Die Verantwortlichen im Frankfurter AStA-Büro versprechen sich davon mehr Publizität beim studentischen Fußvolk.

Bernd Kummer, ISSF-Prominenter und SHB-Mitglied, hat in einem Offenen Brief die „verehrten Parlamentarier" aufgefordert, künftig etwas mehr von sich hören zu lassen, die Sitzungen nicht nur „auf Kartongröße" anzukündigen, kurz: sich besser ins Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Kummer wird damit zum ersten Male in seiner journalistischen Laufbahn auf ungeteilten Applaus rechnen können. Bisher hatte er sich dadurch mit Ruhm bekleckert, daß er aus der Herausgabe des vierseitigen hektographierten Flugblattes „ISSF-Berichte" für sich die Berechtigung ableitete, den Titel „Chefredakteur" zu führen. Auf der anderen Seite hatte er es nicht einmal fertiggebracht, in den sieben bisher erschienenen Nummern des Hausblattes auch nur einen einzigen echten Bericht (d. h. einen Beitrag ohne gleichzeitigen Kommentar) abzudrucken, somit also vor dem im Titel selbst aufgestellten Anspruch kapituliert.

Helmut Bilstein, Wanderer zwischen zwei Parteien, hat nach seinem Ausschluß aus dem SHB nicht vor, sich in einer anderen Gruppe zu organisieren. Resigniert meditierte er, seine Akte liege jetzt in Bonn, einen Ausschluß aus der Partei könne er sich aber nicht leisten.

Stefanie Powers, Filmschönheit aus Hollywood, die in dem gerade angelaufenen COLUMBIA-Film MÄNNER, DIE DAS LEBEN LIEBEN eine Lernschwester spielt, hat aus Anlaß der Deutschland-Premiere ihres Films und im Auftrag der COLUMBIA-Filmgesellschaft einen Frankfurter Medizinstudenten, der das Leben liebt, zu einem sechswöchigen Besuch nach Hollywood eingeladen. Die Reise wird am 26. Januar auf dem Faschingsball der Mediziner

„AESCU und die Schlange", einer traditionellen Veranstaltung, verlost. Leider kann Spenderin Stefanie infolge Terminschwierigkeiten nicht selbst zum Faschingsfest erscheinen. Connie Froboess, Stefanies Synchronstimme, ist entsandt, um sie würdig zu vertreten und die Verlosung vorzunehmen.

Selbige Materia wird itzt continuiert

nicht ausschließen, so ist der Bundesvorstand gezwungen, beim Ältestenrat Revision einzulegen. Um Schlimmeres zu verhüten . . ., ist es nötig, daß der Ältestenrat dieser Revision umgehend stattgibt . . . Am gleichen Abend m u ß der Ausschluß geschehen!" Eichengrün verlangte von seinen Richterkollegen eine Blankovollmacht — ohne den Angeklagten auch nur gehört zu haben —, um in Frankfurt in ihrem Namen Recht sprechen zu können.
Der Frankfurter Gruppenchef Rainer Girndt wurde zum Rapport befohlen. Ergebnis: Hagemann ließ ihn ebenfalls suspendieren. Girndt wehrte sich zwar energisch gegen den Vorwurf, die Todsünde eines Flirts, mit dem SDS begangen zu haben, aber man schenkte ihm keinen Glauben. In der Tat: Wer die Struktur der vier Frankfurter politischen Studentengruppen kennt, der weiß, daß zwischen dreien lebhafte Querverbindungen bestehen. So erschienen z. B. zur letzten Pressekonferenz des SHB neben drei uninteressierten Pressevertretern ein SDS-Massenaufgebot und — von Girndt eingeladen — Pfarrer Mochalski. Die Dokumentation, die verteilt wurde, war beim Ostermarschierer Heiner Halberstadt, der als Geschäftsführer des „Hauses der Offenen Tür" städtischer Angestellter ist, vervielfältigt worden.
Drei Tage nach dem Debakel in Frankfurt, am 17. November 1962, ging die Bonner SHB-Spitze ausgeknockt wieder zu Boden. Auf der Landesdelegiertenkonferenz in Marburg sprachen die Hessen dem ausgeschlossenen Rainer Girndt das Vertrauen aus und wählten ihn spektakulär zum Landesvorsitzenden. Die Sache begann für Hagemann kritisch zu werden, war er doch von den starken Armen der Hessen in den Bundesvorsitz gehievt worden. Er versuchte einzulenken. Doch nun besann sich der Ältestenrat auf seine richterliche Würde und bestätigte noch einmal den Ausschluß der drei Sünder.
CAPITUL VIII
beschliesst das Gantze und zeigt an, wie oftgenannter SHB in Frankfurt aus dem Leben abscheydet/ auch was dero Partei dazu saget
Da entschloß man sich in Frankfurt zum offenen Bruch. Die Ausgebooteten traten nun ihrerseits aus dem SHB aus und mit ihnen fast alle Frankfurter Genossen. Am 7. Dezember 1962 gründeten sie nach Marburger Vorbild eine DSH-Gruppe; sechs Tage später schlossen sich die Demokratisch-Sozialen in Marburg und Frankfurt zu einem Landesausschuß zusammen.
Der Versuch allerdings, die Sozialdemokratie in Frankfurt ganz auszumerzen, mißlang. Bei der entscheidenden Abstimmung waren von 24 Mitgliedern 17 für die Auflösung des SHB, 5 stimmten dagegen. Damit fehlte eine Stimme an der notwendigen Dreiviertelmehrheit. Die fünf Linientreuen, darunter Manfred Müller, sahen ihre Stunde gekommen. Schnell wurden die Verlobten zweier Genossen aufgenommen, prompt kam die Anerkennung von Kaderchef Hagemann, und der SHB konnte weiterbestehen. Wer allerdings in Zukunft die südhessischen Parteigelder bekommt, SHB oder DSH, ist noch nicht entschieden. Die Partei kommentierte zunächst zurückhaltend: „Wie ihr heißt, Genossen, ist uns egal. Hauptsache, ihr unterstützt unser Programm."
Beurteilte ein prominenter SHB-Gründer die heutige Lage: „Soviel Dummheit und Mittelmäßigkeit gibt es im ganzen Ort nicht mehr!"

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-,
Zeichen-,
Schulartikel

Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

studiobühne

Nô - Spiele

Die ersten Nô-Spiele entstanden im Japan des 14. Jahrhunderts und erfuhren unter dem Shogun-Militärregime bis zu dessen Sturz im 19. Jahrhundert besondere Pflege; denn sie konservierten den archaischen Kult als das gesellschaftliche Ereignis, in dem die Macht dieser Regierung gründete. Daher ist es verständlich, daß nach ihrem Sturz das Nô-Spiel in Japan als suspekt galt. Nur zu gerne übernahm man, zunächst kritiklos, den vom Westen geprägten Vergnügungsstil und zelebrierte ihn als modernen Ritualersatz. Aber auch schon zweihundert Jahre früher waren die Nô-Spiele nicht mehr die gängige dramatische Kunstform: bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden sie weitgehend vom Marionettentheater verdrängt, das den Wünschen eines breiten Zuschauerkreises viel näher kam als die sprachliche Schönheit und der esoterische Stimmungsgehalt jener älteren Spiele. So kam es, daß die ursprünglich im Sakralen entwickelten Nô-Spiele nach einer frühen Blütezeit zur Tradition erstarrten, als sie nur noch einem erlesenen höfischen Publikum vorbehalten waren, das allein die klassisch idealisierte Handlung mit einer stilisierten Gebärdensprache zu goutieren vermochte. Text und Musik jedes Spiels waren ebenso bekannt wie das Bewegungsregister der symbolhaften Gesten, so daß man schließlich auf eine ‚dramatische' Darstellung verzichten und damit auch die Dialoge in eine gedämpfte Sprechweise zurücknehmen konnte.

Die frühere Spielform gliederte sich in zwei Teile: einen dem Diesseitigen zugewandten, in dessen Verlauf eine Figur, z. B. eine alte Frau ihr reales Leben gestaltete, während im zweiten Teil dieselbe Person ihr religiös überhöhtes Wunschbild verkörperte; z. B. verwandelte sie sich zurück in eine jugendliche Schönheit. Oft bildet das Motiv der Erlösung den Kern der Handlung: der aus irgendeinem Grund über die gebührliche Zeit hinaus an die Erde sich klammernde Geist wurde durch ein entscheidendes Erlebnis von seinem Wahn befreit und verschwand. Damit war die für alle Zeit gültige Form des Nô-Spieles festgelegt. Sie bot sich geradezu an, um hinter der marmornen Fassade erstarrter Tanzbewegungen und ritueller Wortduelle ein unbegrenztes Reich — jenseits räumlich-zeitlicher Vorstellungen — transparent werden zu lassen.

Es gilt daher seit der Entstehung des Nô-Spiels die Forderung für jeden Darsteller, die Welt des Unsagbaren und Unsichtbaren symbolisch zu suggerieren. Abgesehen davon, daß die Darsteller auf diese schwere Aufgabe nicht vorbereitet waren, fehlte dem Premieren-Spielversuch der Studiobühne eine weitere, in diesem Fall die wichtigste Voraussetzung zur Aufführung von Nô-Spielen: das hierfür unerläßliche Verständnis und eine daraus hergeleitete Konzeption der regieführenden Kräfte. Geboten wurden „Moderne Nô-Spiele" von Yukio Mishima, dem ersten zeitgenössischen Autor, dem es gelang, diese etwas engbrüstige Dramenform mit frei bearbeiteten klassischen Stoffen neu zu füllen und mit diesen Spielen in seinem Land Theatererfolge zu erringen. Sie entstanden zwischen 1950 und 1955. Mishima ging sogar so weit, es dem Regisseur freizustellen, den Spielraum dem jeweiligen Milieu der Zuschauer anzupassen im Dienst jenes ursprünglichen Zieles, eine direkte und tief greifende Wirkung auf sie ausüben zu können. Das wurde durch ein weiteres Handikap erschwert: die Texte haben ihre Bekanntschaft mit dem Deutschen erst durch eine von Gerda v. Uslar besorgte Übersetzung der englischen Fassung von Donald Keene gemacht. So konnte auch das vom Ansager sicher freundlich gemeinte „Gestatten Sie mir, vor der Aufführung eines jeden Stückes Ihnen eine kurze Zusammenfassung des klassischen Stoffes zu geben" nur noch eine Illusion der Bekanntschaft mit undurchschaubaren Spielsituationen vermitteln.

„Die hundertste Nacht" — die den Reigen der drei von vier angekündigten zur Aufführung gelangten Nô-Spielen eröffnete — entspricht in ihrem Aufbau noch deutlich der frühen Form: im ersten Teil eine häßliche alte Frau beim Zählen von aufgelesenen Zigarettenstummeln, ein angetrunkener Dichter, nachts in einem mit gefrorenen Liebespaaren dekorierten Park, — alles, um der Szenenanweisung „nach Art einer billigen Operettendekoration" zu entsprechen. — Der Rezensent vermag sich bei der Erinnerung an die langweilige Qual des Zuschauens eines Gähnens nicht zu erwehren; man erspare ihm auch, bezüglich der übrigen Spiele, zu harte Worte der Kritik an einer mittelmäßigen Schüleraufführung vorzubringen, deren Team von Regisseuren entweder krankheitshalber den Proben ferngeblieben sein muß oder sich nur darin einig war, ein erwartungsvolles Publikum zum Anschauen eines unfertigen ‚Spiel-Spaßes' einzuladen; dabei ist der erste Bestandteil des Wortes in seiner Aussage noch übertrieben. — Jedenfalls soll, nach dem später ausgeborgten Textbuch, die alte Frau im zweiten Teil sich in ein junges Mädchen zurückverwandeln, das mit dem Dichter, die hundertste mit einem früheren Geliebten verbrachte Nacht in ihrer Erinnerung wachruft. Dadurch hofft sie, endlich von einem Bann erlöst zu werden, dem bisher alle ihre Liebhaber zum Opfer fielen: ihrer „häßlichen Schönheit". Der Versuch mißlingt — auch in des Wortes wahrer Bedeutung, der Dichter erliegt ihrem Zauber, und sie muß „noch einmal hundert Jahre warten".

Die Personen in der „Damasttrommel" erhielten von Mishima das bunte Gewand einer verdinglichten Gesellschaft; aus einem alten, in eine Prinzessin verliebten Gärtner des alten Spiels wurde ein Bürodiener, der sich in die Kundin eines skurrilen Modeateliers verknallt. Auch hier findet in der neuen Version die Erlösung nicht statt. Wenn auch für diese Aufführung, trotz eines nochmaligen Regiewechsels, das gleiche wie für die beiden anderen zutrifft — vor allem waren die Laute zu laut, die monotonen Handbewegungen zu undifferenziert, und überhaupt wird ein Ausspruch dieses Stückes, „Über Geschmack läßt sich nicht streiten", durch die Darbietungsweise ins Gegenteil verkehrt; so sollte doch der Mut einiger Darsteller, wie etwa der des Bürodieners — Norbert Spanka — hervorgehoben werden, trotz des fortwährenden Kampfes verschiedener Auffassungen, Stile und Versager auf der Bühne der jeweils persönlichen Konzeption ihrer Rolle durchgängig treu geblieben zu sein.

Manfred Bayer

film

Das Schlüsselloch

Was gut ist an diesem Film, ist nicht von Herrn Thiele; was man ihm verdankt, Pofelware. Der Film enthält Verweisungen auf ‚JULES ET JIM', ‚DER UNTERTAN', AUSSER ATEM' und andere Filme, deren Einflüsse nur indirekt nachzuweisen sind. Jeder der zitierten Filme ist um daß Maß seines Einfalls besser als dieser neue THIELE.

Rolf Thiele, der seit Jahren minderwertige Aphrodisiaka unter die gierige Kinomeute wirft, die es angeblich nicht besser will, empfindet sich selbst als Fachmann in eroticis. Sein in Arbeit befindliches Opus soll nach Thoma's MORAL gedreht werden. Also Tod durch Projektion auch für Ludwig Thoma, nachdem bereits Wedekind dranglauben mußte. Man sollte tatsächlich den Regisseur Thiele nicht allzu leichtfertig von der Hand zu weisen trachten: dazu arbeitet er zu gut. All diejenigen, denen sogenannte ‚Filmkunst' deshalb unter den Fingern ins Gegenteil verschlägt, weil sie nur auf sie schielen, sollten erkennen, daß dieser Film einen erneuten Rückzug des deutschen Films — sit venia verbo — auf die Muff- und Plüschidylle des Kleinwagenphilisters darstellt; wobei die Latenz an gut getarnter Reaktion da durchdringt, wo die formalästhetischen Mittel am bestechendsten sind: die solchermaßen als Leichtigkeit getarnte Sentimentalität, die das verlorene Paradies ironisch besingt, gerät zum Kitsch, wo sie wahr sein will. Die Zeitumstände kurz vor Beginn des ersten Zyklus deutschen Weltkrieges werden dem Milieu der Landesgerichtspräsidenten, der kapitalkräftigen Pensionäre und der Generalswitwen entnommen. Die Einseitigkeit der Auswahl soll durch ein gegenteiliges Maß an Laszivität kompensiert werden, das der Regisseur allein im Bereich der Diseusen und des Welschen schlechthin sieht. Die belgische Sängerin verführt den treudeutsch-schönen Gymnasiasten, die französische Erbfeindin verdreht ihm erneut den Kopf und alles das soll wahrscheinlich satirisch gemeinte Entzerrung der gegebenen Zustände sein. Deutsche Sedan-Begeisterung findet ihren krönenden Abschluß im Cabaret mit französischen Sexualimporten, die dazu herhalten müssen, der Potenz des deutschen Mannes Referenz zu erweisen. Die Inszenierung dieser vorurteilsgeladenen Charakterisierung ist in ihrer bruchlosen Glattheit nur Verschleierung der Einfallslosigkeit des Regisseurs. Langeweile stellt sich ein, wo der Übergang von langer Hand geplant worden ist, damit nur das VERGNÜGEN sich einstelle, das man vermitteln will, nachdem es recht eigentlich bereits vergangen ist.

Die Tatsache, daß deutsche Männer im Bett ihren Mann bereits im gymnasialen Alter gestanden haben, ist nicht vermerkenswert. Viel bedenkenswerter ist, daß der Film an die Grenzen der Cochonnerie stößt, wo er geistvolle Frivolität bieten will. Die Damen, die die Mannesehre des Knaben erledigen, sprechen deutsch nur mit französischem Akzent, wodurch der Zweideutigkeit der Weg zum Eindeutigen aufgetan wird. Die gespielte Naivität schlägt in Berechnung des Regisseurs um, wo ihre Glaubwürdigkeit durch Schalk ersetzt wird.

Prototypen schnüffelnder Selbstbefriedigung sind der Oberstudiendirektor und die Tante des abenteuerlustigen Unterprimaners, dem als letzte Rettung das Militär winkt. Beide sind sie welkschenklige Voyeurs, denen nur die Lust zum Schauen übrig blieb, die sie auf Grund ihrer verschiedenartigen Autorität ausnutzen. Immer wenn einer der beiden Typen auftaucht, riecht es nach Denunziation und Schlüsselloch, nach Schwefel und Pulver des später hereinbrechenden Krieges. Dieser wird dann folgerichtig ins Genrebildchen des lustigen Lebens einbezogen, ist eine neue Form der Libertinage, weil doch vom Feld der Liebe eben dann gesprochen wird, wenn das der Unehre gemeint ist, von dem der Ehre, wenn es um Mord geht.

Die Qualitäten der Kameratechnik sind die kühnen Nachvollzugs mit sepiabrauner Kopie. Arretierte Aufnahmen sind zwar hierzulande neu, nicht aber dort, wo man vom Film etwas versteht. Das Ganze ist konventionell-poliert in Szene gesetzt, von Bele-Bachem bevorspannt und arabeskenhaft verwuchert.

Dieser Film bekam das Prädikat ‚besonders wertvoll' zugeteilt. Deswegen bekommt Herr Rolf Thiele am 28. Januar 1963 den LUBITSCH-PREIS 1963. In Berlin. Ernst Lubitsch drehte ‚Ninotschka'.

Peter H. Schröder

Polnische Filme

Das FILMSTUDIO an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität e. V. zeigte am Mittwoch und Donnerstag — 16. und 17. Januar — vier polnische Spielfilme, die bei den POLNISCHEN FILMTAGEN 1962 vom 3. — 8. Dezember 1962 in Hamburg zum ersten Mal in der Bundesrepublik aufgeführt worden waren.

Koniec Nocy (1955/56) DAS ENDE DER NACHT, **Pozegnania** (1956) ABSCHIEDE, **Swiadectwo Urodzenia** GEBURTSURKUNDE, **Do Widzenia do Jutra** AUF WIEDERSEHEN BIS MORGEN — alle vier Filme sind nach oder während der Entstalinisierung in Polen entstanden, nachdem die dogmatischen Schranken der Parteidoktrin in einem Tauwetter abgebaut worden waren, das der kulturellen Entwicklung nur förderlich war. Die Beschäftigung mit der faschistischen Agression auf Polen, die Verfolgung der Juden und deren brutale Ausrottung, die Entwurzelung der Jugend nach dem Krieg, die Arbeitslosigkeit und Armut der in der sozialistischen Gesellschaft nicht Integrierten, der Zerfall des Adels durch ausdrücklich bezeichnete, ökonomisch nicht allein erfaßbare Phänomene: das wollen diese Filme schildern, ohne verbohrte Ideologie des schöneren Lebens, wenn auch zum Teil ästhetisch ungeschickt und recht antiquiert.

Bedenkt man aber, daß zum Beispiel DAS ENDE DER NACHT von Studierenden der Filmakademie gedreht worden ist, so gewinnt diese Instution ein neues Gesicht, nämlich das eines tatsächlich Lehrenden, ohne die Schwierigkeiten der Doktrin.

Diese Veranstaltung des Filmstudios entspricht den richtig verstandenen Aufgaben eines studentischen Filmclubs. Sie sollte mit anderen Filmen wiederholt werden.

sprache

Schlagt die Juristen

Mit der in sich ruhenden Selbstzufriedenheit derer, die sich im Begriffshimmel an erster Stelle glauben, wo es weder Gerechte noch Ungerechte, sondern nur noch Juristen gibt; denen nichts heilig ist außer den von ihnen unheilig programmierten heiligsten Güter der Nation, über die sie das dünne Mäntelchen der Paragraphen ausgebreitet; die, ohne rot zu werden, noch das in Durchführungsverordnungen erfassen, was sich dem Verstand wegen der Unglaublichkeit des Inhalts entzieht; die freisprechen können, worüber am besten nicht frei gesprochen werden sollte; die verurteilen, was sich ihrem Zugriff entziehen müßte, der verständnislos Dingen gegenübersteht, die sich nicht begreifen lassen, weil, ließen sie sich begreifen, der Wahnsinn auf den Urheber übergriffe; diejenigen also, denen noch der Aberwitz eines erlöschenden Säkulums unter die von ihnen aufgestellten Normen subsumierbar erscheint, sie haben sich der ‚normativen Kraft des Faktischen' verschrieben, wenngleich die Fakten nur sehr selten die Kraft der juristischen Realität erreichen. Denn diese ist normativer als sich zwischen Seminar und Hausarbeit denken läßt.

Sollen sie die Jurisprudenz für sich reklamieren, sie sei ihnen geschenkt, sollen sie das Recht sprechen, von dem sich mit Recht sagen läßt, daß es unaussprechlich ist, mögen sie in Seminararbeiten glossierend an den Rand einer eingereichten Hausarbeit schreiben: ‚Es kommt nicht auf die Wirklichkeit an, sondern nur auf den Fall, der zu lösen ist'. Mögen sie weiterhin auf das Faß des Diogenes eine Hypothek aufnehmen und des Esels Schatten vermieten, — alles das sei ihnen konzediert, noch das Recht, sich gegenseitig einzusperren. Diese Manipulationen, denen der Rechtsschein abgeht, die zu Unrecht logisch und einsehbar erscheinen, gehören zur Rechtswissenschaft, wie das Schaukelpferd zum Kleinkind.

Dann jedoch, wenn sich diese Gattung von Menschen, die noch im Himmel über das Problem der Vindikation des Nicht-Vindizierbaren nachdenken, an die deutsche Sprache heranwagen, der sie auch dann nicht gewachsen sein werden, wenn sie glauben sollten, sie seien in der Lage, sie hinlänglich zu sprechen, — hier und jetzt sei ihnen der Langmut aufgekündigt, der den Vater auszeichnet, sei ihnen gesagt, daß es etwas gibt, das sie zwar mit Erfolg und fortschreitendem Mut seit Dezennien verhunzen, aber niemals zugrunde richten können. Wenn in einer juristischen Hausarbeit der Stil deshalb bemängelt wird, weil sich ein völlig legitimer Konjungtiv an der richtigen Stelle breitgemacht hat, der über das Begriffsvermögen der Korrektoren hinausgeht, weil ihrer indikativischen Existenz nicht einzubleuen ist, daß es besser sei, sie ließen ihre Finger von der Sprach- und Stilkritik, da ihre stillose Sprache nur über den Wortschatz der Zweifellosigkeit verfügt, dann ist es sicher berechtigter, die von ihnen hektographierten Hausarbeiten selbst einer Kritik zu unterwerfen; denn den Esel soll man nur schlagen, wenn der Sack leer ist.

Dort finden sich freilich Entgleisungen, die einer Pädagogik von jener Seite den Makel der Frechheit aufbrennen; statt von ‚danach' zu sprechen, schreiben sie ‚darnach', eine Form, die laut Grimms Wörterbuch bereits 1812 nicht mehr zum besten gehörte, was sich sagen ließ und von der das auch in juristischen Kreisen verbindliche Wörterbuch DUDEN zu sagen weiß, daß es einfach veraltet ist. Dieser Lapsus mag verziehen werden, mit Rücksicht auf das hohe Alter der Wissenschaft und ihrer Fähigkeit, hinter der Zeit auch dann noch zurückzubleiben, wenn diese sie schon längst wieder überholt hat. Wird jedoch der Dativ von ‚die Verwandten' mit ‚die Verwandte' angegeben, so läßt diese eigensinnige Prägung ausgeprägten Schwachsinns nur den einen Schluß zu, daß die Verwandtschaft eines gutgehenden Juristen so beschaffen sein muß, daß sie weder eine schwachen Beugung noch einer starken Beugung unterworfen, sondern ganz einfach ein Kreuz ist. — Läßt man auch die Intimsphäre frei, so bleibt der Ratschlag an jene, die es angeht: die Pflicht, Recht zu sprechen, hinter die Verpflichtung zu stellen, der deutschen Sprache nicht mehr Gewalt anzutun, als sich verantworten läßt; weil nämlich sonst die Gewalt, die man ihnen antun könnte einen Dreck bedeutete gegenüber dem, was sie sich selbst haben zuschulden kommen lassen.

DD

notiert

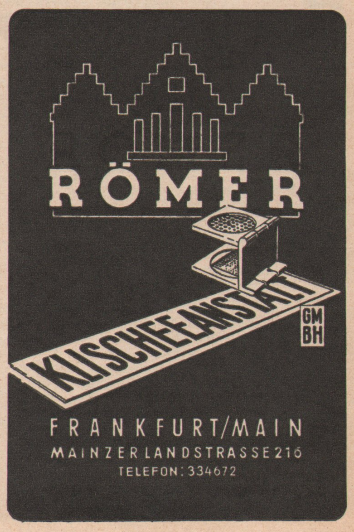
Kellernotizen

Die Keller-Symbiose Kyklos-Katakombe ist nicht mehr. Die Fragen unserer Epoche werden von nun ab in der Kaiserhofstraße gelöst, woselbst der Kyklopenclub neben einer Galerie einen eigenen Debattierkeller unterhält. Mittwoch der 9. 1. 63, der erste Mittwoch einer neuen Mittwoch-Serie. Rechts und links flackert je eine Kerze, beide befindlich auf einem Podest am Ende des Kellers, da zwischen ein ältlicher Wecker. Über dem Wekker, d. h., zwischen den Kerzen erscheint das Gesicht von Herrn Nagel und eröffnet die Serie und begrüßt Verlag und Redaktion von **pardon** nebst Herrn Bazon Brock, welcher alsbald anhebt und die Diskussion leitet. Dazu besteigt er das Podest, was seinen Kopf in die gefährliche Nähe der Kellerdecke bringt, denn er ist länger als Herr Nagel. Bärmeier & Nickel passen dagegen unter die Kellerdecke, wenn auch gebeugt. Sie sagen, **pardon** sei satirisch-konzeptionell und auflagemäßig noch in der Entwicklung, habe aber demokratische Grundanliegen und eine Auflage von 150 000. Das Publikum sitzt still und friert und ist geteilter Meinung. Die wenigsten haben **pardon** gelesen. **Satiriker** haben es schwer. Von Karl Valentin z. B. hat hierzulande offenbar auch keiner was gelesen. Herr Schilb sitzt in der Katakombe und wartet. Er hat Monologe und Dialoge von Valentin einstudiert, aber kann nicht spielen. Er wartet auf Publikum. Die Leute wollen eben was modernes sehen, z. B. Sartre. Herr Schilb ist der lobenswerten Ansicht, er habe eine schlechte Sartre-Inszenierung herausgebracht. Von Sartre kann die unsubventionierte Katakombe trotzdem leben, denn er macht den Keller voll. Im Gewölbe gehts existenziell zu und nicht volkstümlich, basta. Valentin ist altmodisch und überhaupt schon tot.

Wenn man daran denkt, wie Karl Valentin mit den Völkischen leben und an ihnen sterben mußte, verspürt man angesichts des leeren Kellers eine schmerzliche Neigung zu volkstümlichen Vokabeln. Ich würde sagen Pack, aber das ist kein akademischer Stil.

P. M.

Die ‚neue bühne' hat Premiere ihres neuen Stückes DER NEUE MENOZA von J. R. M. Lenz am 4. Februar. Weitere Vorstellungen am 5., 6., 7., 19., 20., 21., 22., 23. Februar.



Mehr als eine Bloßstellung?

Ein Akt weitherziger Mäzenatentums der deutschen Industrie hat uns mit einer weiteren „Bestandsaufnahme" bekannt gemacht; mit einer Bestandsaufnahme, die sich von ihrer größeren Vorgängerin insofern abhebt, als den hier Inventur machenden Buchhaltern nicht allein Hitler, sondern auch Ulbricht unter die Hände kommt. In anderer Hinsicht freilich ist der Unterschied nicht sonderlich groß: die „4 daten" deutscher Geschichte werden den Autoren durchweg zum Verließ des Denkens, aus dem am Ende kein Fortkommen mehr ist.

Jene vier Positionen einer deutschen Bilanz werden als Symbole der „Machtlosigkeit des einzelnen einem politischen Ereignis gegenüber" gesehen, als „verhängnisvoller Kreislauf", dem nur „Angst" und „Hoffnung" angemessen sind. Hoffnung, worauf? („Wir im Westen können keine eindeutige Antwort geben wie etwa der Marxismus mit seiner klassenlosen Gesellschaft. Wir müssen uns mit der Vielfalt an Antworten auseinandersetzten, auch wenn sie einander zu widersprechen scheinen und wir wahrscheinlich nie zu einem einheitlichen Ziel gelangen").

Da der Standorte so viele sind, die Bekenntnisse sich widersprechen und die alle Fragen einlösende Wahrheit nicht auf der Straße liegt, wird der Rückzug ins Reich der Innerlichkeit proklamiert: „Mit dieser Schrift bemüht sich eine kleine Gruppe, an unserer Demokratie mitzuarbeiten, unabhängig vom Staat, von den Parteien oder anderen Interessengruppen". Partei gleich Interessenverband, Politik gleich schmutziges Geschäft: derartige Fiktionen zählen zum Arsenal eines Bildungsideals, das sich zwar als unpolitisch versteht, in Wahrheit aber noch immer pariert hat, der Obrigkeit untertan und zu paktieren bereit war.

Ähnlich wie das Titelblatt zum Layout des Innenteils verhalten sich auch durchweg die einzelnen, teilweise recht guten Beiträge zueinander: die Standorte sind auszumachen, Konsequenzen aber werden nicht gezogen. **„4 daten ist kein ‚Appell zum Handeln'".** Versteht sich, Freunde! Von welchem Nutzen aber sind „Standorte", wenn sie nicht zu „Konsequenzen" führen, zum „Handeln" anleiten?

Das als Vorbemerkung. Eine besondere Stellung nehmen in dieser Bestandsaufnahme sogenannte Selbstdarstellungen studentischer Organisationen und Verbände ein. Gerade sie sollten in den Wandelgängen der Akademien aufmerksam studiert werden. Unter den zahlreichen Selbstporträts nimmt sich dabei das des „Verbandes Deutscher Studentenschaften" (VDS) recht wunderlich aus.

Eine mehr draufgängerische Art sich vorzustellen beginnt gewöhnlich mit dem diskreten Hinweis auf die eigene Bedeutung. So auch hier. **Das Engagement der Studenten, das sich in der Arbeit ihrer Vertreter äußert,** ist **Gradmesser für reges politisches Leben in einem Volk.** Eine derart frivole Aufwertung studentischer Funktionärsexistenz zur approbierten Fieberthermometer der Volksgesundheit beeindruckt zunächst. Die imposante Selbstdarstellung wird indes zur Bloßstellung, wagt man, sie auf ihre Leditimation abzufragen: Nur 10% der von den VDS-Ideologen zur Avantgarde der Nation hochgejasperten Studentenschaft sind nach dem Befund der empirischen Sozialforschung „engagierte" Staatsbürger. Das ist genau der Personenkreis, der den Rückhalt des studentischen Funktionärskorps bildet, wobei Aktivität und Informiertheit auch hier keineswegs Kehrseiten derselben Sache sind.

Steht's so schlecht ums Volk? Der VDS hält auf Bedenken dieser Art die landläufige Antwort parat: **Es mag immer eine Minorität sein, die die anderen zum Denken provoziert.** Wäre damit die Tatsache angesprochen, daß die Versuche zur Aufklärung der Gesellschaft bisher noch immer von den Studierstuben und Kaffeehäusern ausgegangen sind, . . . nun schön. Der fatale Beigeschmack dessen, was bei solchen Adhortationen unterm Mantel mitzuschwitzen pflegt hingegen, macht sich im ausdrücklichen Appell an die Geschichte Luft: **Die Studentenschaft nahm stets in besonderer Weise an den Hauptproblemen des politischen Lebens eines Staates Anteil.** Paulskirche usw.! Die Geschichte aber zahlt ihren Interpreten bisweilen mit abgegriffener Münze heim: „Wenn mich eines an den Sieg unserer Bewegung glauben läßt, so ist es der Vormarsch unserer Bewegung in der Studentenschaft" (Hitler, 1931). In der Tat: sie nahm Anteil, die Studentenschaft.

Die Vorstellung, die hinter derartigen Ambitionen steckt, läßt sich schon am Beispiel der Gründerjahre der deutschen Universität des 19. Jahrhunderts studieren. Es ist dies die Auffassung von der Studentenschaft als einem eigenständigen politischen Faktor im Kräftespiel des Staates; der Mythos von der Avantgarde der Nation. Der Fall der vormärzlichen Burschenschaften erscheint in vieler Hinsicht exemplarisch. Damals taten sich Professoren und Studenten zusammen, um „gegen die Fremdherrschaft und für eine Erneuerung des Vaterlandes" zu streiten. „Alle diese Jünglinge erhoben sich an dem unklaren Gefühl, daß die deutsche Jugend berufen sei, die deutschen Menschen zu bessern und die einige Volksgemeinschaft vorzubereiten. Über den konkreten Inhalt dieses Ziels und über Mittel und Wege dazu machte man sich keine Gedanken". So schrieb der Historiker Franz Schnabel, und so könnte er heute wohl wieder schreiben.

Schon das nationale Vokabular, auf das der VDS-Pamphletist zurückgreift, zeigt, daß man dort die Studentenschaft noch immer als privilegierte Minderheit begreift, der auf Grund ihres Bildungsvorsprungs von vornherein ein bestimmender Einfluß auf das staatliche Leben zufällt. **Tatsächlich trat die Studentenschaft oft, ungeachtet allen parteilichen Egoismus im Staate, als geschlossene Gruppe auf, die ihre selbstgesetzten Ziele verfolgte.**

Es will nicht in den Kopf der VDS-Funktionäre, daß die Studentenschaft heute ein ziemlich getreues Abbild der Gesellschaft ist, daß eine Einteilung nach CDU-, SPD- und FDP-Wählern z. B. zu einem Ergebnis führen würde, das von dem eines repräsentativen Bevölkerungsquerschnitts so sehr nicht verschieden ist. Die gruppenspezifischen Interessen der Studentenschaft nämlich beziehen sich allein auf die gemeinsame soziale Durchgangssituation. Daß diese Politikum werden, ja Politikum sind, — wer wollte das bestreiten?

Mit dem Blick in die Vergangenheit, gestützt auf nichts weiter als eine Binsenwahrheit, haben sich die VDS-Funktionäre angeschickt, sich ein universales politisches Mandat zuzulegen. **Gerade die Mauer in Berlin hätte als jüngstes Zeichen einer bislang erfolglosen Wiedervereinigungspolitik endlich zu einer Diskussion über neue Wege und vielleicht im Augenblick erreichbare Ziele führen müssen.** Derartige Beiträge zur Zeitgeschichte stehen einem Parteipolitiker vorzüglich zu Gesicht. Woher aber nimmt der VDS die Legitimation, sich in dieser Frage derart zu exponieren? Woher nimmt er das Recht, sich über die Meinung derjenigen hinwegzusetzen, die hier nicht applaudieren? **Als im vergangenen Herbst ein VDS-Vorsitzender diese Thesen in der Öffentlichkeit äußerte, wollte ihm eine Tageszeitung eine Fahrkarte nach Ostberlin bezahlen. Derartige Reaktionen dürfen eine Diskussion in der Studentenschaft nicht schrecken.** Nun, der VDS läßt sich, was ihn betrifft, nicht schrecken. Er wird weiter „Thesen", die ihren Platz in der Parteipolitik haben, als Meinung der Studentenschaft feilhalten. Der erwähnte „Diskussionsbeitrag" stellt sich im übrigen als das handgreiflichste Beispiel dieser Art heraus: Am 25. Oktober 1961 hatte der VDS-Delegiertenrat folgende „außenpolitische Initiative" beschlossen: „Die Politik der Stärke, die zur Wiedervereinigung führen sollte, hat sich als ungangbar erwiesen. Es sollte versucht werden, das Selbstbestimmungsrecht für Mitteleuropa durch Angebote einzuhandeln. Anbieten sollte man den Verzicht auf die deutschen Ostgebiete und den Anspruch auf Deutschlands Einheit, ein Auseinanderrücken der Blöcke in Mitteleuropa". Das heißt doch wohl, daß der VDS seinerzeit den Austritt aus dem Nordatlantischen Bündnis, eine Anerkennung der Sowjetzone und den Verzicht auf die deutschen Ostgebiete zur „Diskussion" stellte.

Käme ein derartiger Beschluß aus den Reihen eines politischen Studentenverbandes, er wäre legitim. Wenn aber der VDS die Loyalität seiner Mitglieder weiterhin derartigen Belastungsproben aussetzt, könnte es sehr wohl sein, daß er sich eines Tages vor derselben Situation wie die „Einheitsgewerkschaft" sieht.

Überdies ist das ganze Lärmen um das politische Mandat töricht. Will sich die bloße Kundgabe einer politischen Meinung zum tatsächlichen Eingriff in das politische Leben verdichten, bleibt sie ohnehin auf die vorhandenen Institutionen des politischen Lebens angewiesen. Insofern erweist sich die Haltung der VDS-Funktionäre als antiquiert und unrealistisch. Insofern auch haben sie bereits Platz auf der Ofenbank derjenigen, im Grunde unpolitischen Zeitgenossen genommen, für die Rudolf Augstein jene realistischen Sätze notiert hat (S. 44): „Wer in der Politik zum Nutzen des Landes etwas ändern will, muß das über die Parteien tun . . . Wem die bestehenden Parteien allesamt nichtswürdig erscheinen, muß mit Gleichgesinnten eine neue gründen . . ., oder er muß auf eine Änderung des Parteien-Staates los (und wir haben unser Konto an Nicht-Parteienstaat ja wohl beträchtlich überzogen)." **R. F.**

DEM WAHREN SCHOENEN GUTEN

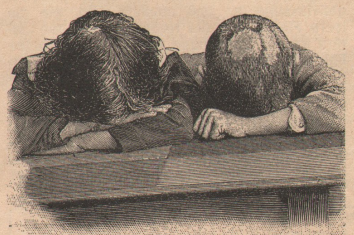
3

allerlei Nuetzliches fuer all- und sonntags mit kleinen Winken die große Kosten ersparen sowie Erbauliches fuer festliche Stunden unserer hochverehrten Leserschaft ausgewaehlt und zusammengestellt von Roul Tranchirer

Willkommene Liebesgaben! Wie zahlreiche Bestellungen beweisen. Dolch. Heeresvorschriftsmäßig. 25 cm lang. Am Gürtel tragbar. Unentbehrlich für Nahkampf. Leutnant und Adjutant Eggert schreibt: „Der bezogene Armeedolch ist sehr solide gearbeitet und außerordentlich preiswert." Es werden noch mehrere Herren davon bestellen. Preis M. 2,95, Nachn. 2 Stück (Pfundpaket) franko. Empfehle daher gemeinschaftl. Bezug.
aus **Jugend 1916**

Der erfrorene Posten
von Emil Rittershaus
Auch ist gestern Abend hier ein Posten erfroren. Zeitungs-Nachricht (26. Dec. 1853)
I.
Der Herrgott hat zu Weihnacht' uns großen Frost gesandt. —
Am Pulverturme Wache ein Infantriste stand. Im Arme die Muskete marschirt' er durch den Schnee.
„Sechs Wochen, liebes Schätzchen, bis ich dich wiederseh'!
Sechs Wochen, liebes Schätzchen, sechs Wochen gehn vorbei,
Dann schwing ich dich zum Tanze und heirat dich im Mai!
Daheim im Vaterhaus, da wird geschmaust, gelacht.
Bereift ist mir der Schnurrbart, verdammte, kalte Nacht!"
Er lehnt am Schilderhause, im Arme das Gewehr,
Und senkte seine Stirne, als wär' sie schlummerschwer.
Horch, fernes Glockenschlagen! Der Bursche sah nicht um
Er lehnt am Schilderhause, gesenkten Hauptes, stumm! —
II.
„Ein Posten ist erfroren!" so lautet' der Rapport.
Beim Trommelwirbel trugen sie ihn zum Grabe fort.
Es haben die Musketen ob seinem Haupt gekracht
„Rechts um!" erscholl's Commando.
Er lag in Grabesnacht.
Im Dorf zur selben Stunde ein Spinnrad munter brummt;
Die flinke Dirne leise ein altes Liedchen summt. —
„Sechs Wochen, liebes Schätzchen,
sechs Wochen gehn vorbei,
Dann schwing! ich dich im Tanze
und heirat dich im Mai!"
Verlag von Eduard Trewendt, Breslau 1872

„Neue Bahnen" von Julie Dennemarck
Glühend heiß stieg Helene das Blut ins Gesicht. Sie stand auf und flüchtete vom Bett der Kranken zurück in die Fensternische. Dort, halb von der Gardine verborgen, holte sie das kleine Couvert hervor, auf dem von der Hand des Assessors geschrieben, ihr Name stand. Wie fest und klar die Schriftzüge waren! Sie zogen die darin befindliche Karte heraus und überlas immer und immer wieder die wenigen Worte mit der Schlußformel: „der Ihre". Ein träumerisches Lächeln irrte um ihre Lippen, als sie, die Karte wendend, ihr Auge auf seinem Namen ruhen ließ. „Hugo Düringsfeld." „Hugo!" Welch schöner, stolzer Name! Und wieder las sie die Worte auf der anderen Seite — „der Ihre." — Was für wunderlich glückseliges Zeug fuhr ihr durch den Kopf in dieser einsamen Stunde! In ihrem jungen Herzen



Geschwister mit kreisförmigen Haarausfall.

schossen blendende Sonnenstrahlen auf, so blendend, daß sie die Augen schließen mußte vor all dem Glanz, den sie verbreiteten. Draußen rauschte der Wind durch die knospenden Zweige der Linien: es will ja Frühling werden!

Rauchen. Es hat bekanntlich lange gedauert, bis das Tabakrauchen überhaupt als statthaft betrachtet, und noch viel länger, bis er in der guten Gesellschaft geduldet wurde. Unstreitig gewährt das Rauchen einen hohen Genuß und ist ein wahres Labsal bei anstrengenden und mühevollen Kopf- und Handarbeiten. Dabei aber hat es den Nachteil, daß es den Reingehalt der atmosphärischen Luft an Sauerstoff vermindert und daß der Tabaksrauch vielen Leuten unangenehm, unerträglich oder schädlich ist. Daraus geht hervor, daß sich der Raucher seiner Umgebung anzupassen hat, und ferner, daß Räume, in denen geraucht wird, gut ventiliert sein müssen, damit stets genügend Zufuhr an frischer Luft statthabe . . .
Erscheint man bei einer Behörde, besucht man ein Museum, eine Bibliothek, so hat natürlich das Rauchen zu unterbleiben. Wird man auf der Straße von einem Vorgesetzten angesprochen, so darf währenddessen nicht geraucht werden. Bei einem ceremoniellen Besuch darf nicht geraucht werden, man erledigt sich der Cigarre vor dem Eintritt in das Haus.
Verweilt ein männlicher Besuch längere Zeit, so ist es passend, je nach Umständen, ihm eine Cigarre anzubieten, wozu alsdann auch Feuerzeug nebst Aschenbecher beschafft werden muß. Bei Einladung ist das Anbrennen eigener Cigarren unstatthaft. Gestattet die Gesellschaft das Rauchen, so wird der Gastgeber selbst Cigarren anbieten. Hat der Gast angezündet, so zündet man selbst ebenfalls eine Cigarre an. Das geschieht durch Feuerzeug oder Zündholz, es kommt jedoch auch vor, daß das Feuer (siehe Abbildung) von der Cigarre einer anderen Person übernommen wird. Die Asche der Cigarre muß immer in einem bereitgehaltenen Aschenbecher oder Teller gestreift

werden. Man paffe nicht einem andern ins Angesicht. Kein Raucher hat es gern, wenn man seine Cigarre nicht gut findet, und vollends über eine präsentierte Cigarre geringschätzig zu urteilen, wäre ein arger Verstoß.
aus: **Das Lexikon der feinen Sitte, Stuttgart 1893**

buchkritik

Talentprobe — Mutprobe?

Stefan Reisner: Der Koordinator. Europäische Verlagsanstalt, Ffm. 160 Seiten. 12,80 DM.

Stefan Reisner mag jetzt einundzwanzig Jahre alt sein und ist mithin einer der jüngsten Autoren, die in Deutschland umfangreichere Prosaarbeiten veröffentlichen und zur Diskussion stellen. Reisner ist überdies Mitherausgeber der berliner Zeitschrift für Dichtung und Diskussion alternative; er hat einen Pro-Roman veröffentlicht („Die Reiskornfrage", Eremitenpresse); daneben ist Reisner mit einigen Gedichten hervorgetreten: mit zwanzig Jahren also als Schriftsteller eine bereits sattelfeste Persönlichkeit, die nun mit einem Roman die erste größere Bestätigung erfahren wird.
Stefen Reisner vertritt, wie schon seine publizistische Tätigkeit vermuten läßt, eine bestimmte Vorstellung von engagierter Literatur. Man wird in seinem Roman vergeblich jugendlich-schwüle und abstrakte Existenznöte suchen — vielleicht nur mühsam in objektivere Zusammenhänge verkleidet, vergeblich. Bereits mit den ersten Sätzen gewahrt man die stilistisch raffiniert eingefädelte Kritik an einem Menschentyp, der als böse Fleischwerdung unserer sozialer Systeme herhalten muß, der Manager, der Erfolgreiche, der Koordinator: „verstrickt in Schuld durch Nichthandeln dort, wo es moralische Verpflichtung wäre — aber aktiv und erfolgreich agierend, wo Geltung und Erfolgsaussicht es erfordern."
Stefan Reisner findet für seine kritischen Impulse einen ausgesprochenen Stil. Diese Tatsache nimmt man mit der ersten Seite auf und läßt sich eine Zeitlang willig führen. In der Tat nimmt es für das Buch ein, wie eine rein objektiv-beschreibende Passage etwa allein durch die stetige Bezeichnung des Helden mit dem Wort „Der Koordinator" ihre kritische und abwertende Färbung erhält. Allerdings ist man später ernüchtert und enttäuscht, wenn eine solche Stilnuance und mit ihr noch einige verwandte Mittel in der fortwährenden Beanspruchung als trockene „Maschen" sich herausstellen. Weniger für das Buch als für den Verfasser fürchtet man eine viel zu frühzeitige artistische Verengung und Verstümmelung in der raschen und totalen Adaption einiger gängiger Stilmittel, ehe die persönliche und erzählerische Substanz selbst sie heraustreibt. Eine zweite kritische Bemerkung betrifft die Komposition. Sie ist angelegt in der Mutmaßungstechnik: langsam wird ein bestimmter Sachverhalt — eben der Sachverhalt eines korrumpierten Charakters und der korrumpierenden äußeren Verhältnisse — von verschiedenen Seiten, Zeiten und Personen her entschleiert. Aber gerade hier spürt man sehr stark etwas Zufälliges und Flüchtiges in der Abfassung. Nirgends findet sich Symmetrie, wie diese Technik sie verlangt, nirgends Konsequenz und Durchhaltekraft. So ist etwa in das sechste Kapitel ein Zwischenkapitel („Stenografiert in Argentinien: Pias Aussage") eingeschaltet, das den Denuntiationscharakter der Komposition mit aufrechterhalten soll — aber weshalb? Diese Aussage ist eine Erzählung, die ebensogut an einem anderen Ort unterzubringen wäre. — Für die Sachverhalte dieser beiden kritischen Anmerkungen müßte übrigens zuallererst nicht der Rezensent, sondern der Verleger oder Lektor sich zuständig fühlen.
Schwieriger stellt sich das Problem des Engagements, der sozialkritischen Impulse in diesem Roman. Reisners Versuch, die Kluft zwischen fähiger Literatur und belegbarer politischer, sozialer Wirklichkeit zu überspringen, nicht auszuweichen in den Nebel der Absurdität, der alles und nichts treffenden Groteske oder in den Kreis der reinen Poesie, ist beachtlich und anzuerkennen. Aber wem ist dieser Sprung bisher geglückt? So stürzt auch Reisner mit jedem Angriff in die Fallen der sozialkritischen Klischees und manchmal sogar häufiger, als es notwenig wäre. Diese Klischees sind rasch aufgezählt: Nazismus, Abendland, Manager, Kapitalismus, Klerikalismus und wieder Abendland, Kleriker oder eine der möglichen Kombinationen. „Als seine Frau an jenem Abend nach der Vase griff, die er bei der Tombola auf dem Ball der Manager evangelischer Konfession gewonnen hatte . . ." — solche aus der Luft gegriffenen Verbindungen als kritische Spitze sind wenig plausibel. Auf solche Weise vereinfachen sich verzwickte Zusammenhänge zum Gedankenklischee, das kaum weiterhelfen kann. Der Anfang des zweiten Kapitels versammelt solche Klischees in geradezu peinlicher Weise." . . . es braucht ihnen klerikales, abendländisches, klein- und großeuropäisches, amerikanisches und marxistisches, mittel- und neuhochdeutsches, bayerisches-irisches Gedankengut und Gedankengeschlecht nicht erklärt zu werden. Sie kennen Goethe und den Börsenbericht". Auf diese Art wird Kritik nicht als Erzählung schweigsam entwickelt, sie entpuppt sich als klischiertes Gerede; die Dichtung, um die es hier geht, gewinnt nichts, und nichts gewinnt unser Verständnis von der Wirklichkeit. — Im Gegenteil ist diese Wirklichkeit mager und wenig korrekt gestaltet Die Institutionen, die dem Roman als Angriffsziel dienen, bleiben fiktiv, Attrappen, hingestellt wie Köpfe in der Wurfbude.

Wolfgang Maier

Unleserlichkeit des Lesbaren

Zu den „Carmina burana" von Klaus Peter Dienst. Einmalige Auflage von 500 Exemplaren im Verlag Langer Peter, Itzehoe. DM 18,—.

Seit es Schrift zu schreiben gibt, wird sie in ambivalenter Weise geübt: nicht nur das Mitzuteilende so zuverlässig wie nur möglich festzuhalten, sondern es ebenso in der Widerständigkeit der Zeichenformen fremd werden zu lassen, es in der überraschenden Entfaltungs- oder Schrumpfungsbewegung der Lettern vom Leser gerade abzurücken, so daß er aus seiner Zuversicht geschreckt und an den Anfang seiner Kunst zurückgeworfen wird. Wer die Schriftgeschichte nur ein Stück weit verfolgt, sieht, wie die abrückende Verfremdung auch in der Gebrauchsschrift unablässig am Werk ist, vermutlich um der Spannung willen, die nötig ist, um die Formidentität aufrechtzuerhalten. Ein Römer hätte vor der gotischen Textura, die sich doch in winzigen Verschiebungen aus der spätantiken Minuskel gebildet hat, ebenso rätselnd gestanden wie wir vor den Schriftfassungen, welche Klaus Peter Dienst den mittellateinischen Versen der carmina burana gegeben hat.
In einer Folge von 12 Blättern hat Dienst verschiedene Möglichkeiten der Textspannung durch Erschwerung des Lesevorganges durchprobiert. Voraussetzt ist die Konstruierbarkeit unserer Buchstaben, wie sie die Groteskschriften darstellen. Die Motorik der Handschrift bleibt ausgeschaltet, doch erscheint die Konstruktion in wechselnder Strenge angewandt, so daß jede Seite neue Überraschungen birgt und die Gewöhnung noch im Buch selbst hintertrieben wird. Freilich sättigen die Blätter, die in dieser Richtung angeregte Lesebegierde nicht alle gleichermaßen. Bei manchen fragt man sich, warum die Anordnung so und nicht anders erfolgte, da noch in allen das Prinzip, die Lettern von ihrer einfachsten geometrischen Basis her entstehen zu lassen, durchleuchtet. Man vermißt dann die Spiegelung des Kleinsten im Ganzen.
Einige Blätter erscheinen in Positiv- und Negativfassung, so daß deutlich wird, wie die leere Fläche und die Negativformen der Lettern an der Entstehung des Textfeldes beteiligt sind. Dienst bringt damit ein Ordnungsprinzip in die Kalligraphie, das an der Konstruktion des „konkreten" Bild-Objekts in der modernen Kunst seit dem Kubismus beteiligt ist. Seine wohl früheste Formulierung aber hat es bezeichnenderweise in dem Buch „Beispiele künstlerischer Schrift" gefunden, das Rudolf v. Larisch 1900 zusammengestellt hat. Was er aus der Fragestellung des Jugendstils heraus erkennt und formuliert, könnte auch zu den Kalligrammen Klaus Peter Diensts gesagt sein: „Es entspricht übrigens modernem Kunstempfinden, die geschaffene Form mit dem Raum, in den sie gestellt ist, in innige Beziehung zu bringen . . . Ich zog daher nicht allein die Silhouetten der Buchstaben an sich in Betracht, sondern auch die aus der Zusammenstellung der Buchstaben sich ergebenden Figuren des Hintergrund-Ausschnittes."
Die Schrift ist der Beginn der „abstrakten" Kunst. Sie wird konkret, d. h. individuell und unverwechselbar, indem sie alle ihre Dimensionen für den Lesevorgang ausnutzt und an der unablässigen Arbeit, das Sagbare zu chiffrieren und beim Entziffern auch das Nichtgesagte zu erfahren, beteiligt. Diensts „Carmina burana" sind in diesem vollen Sinn Schrift.

Franz Mon

Grotesk engagiert und ungemütlich!

Jakov Lind: Eine Seele aus Holz. Erzählungen. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied/Berlin, 1962.

Sieben Erzählungen: Geschichten, Märchen, Phantasie- und politische Lehrstücke in einem. Da mordet ein stierer Kraftprotz ein Jahr lang an jedem ersten eines Monats eine Frau, wird zum Tode verurteilt und langweilt sich in der Zelle. Der magischen Zahl 13 und der Zeitungsschlagzeilen wegen lockt er seinen Vater zum Besuch, als letztes Opfer vier Tage vor der Exekution — aber der Alte hat auch ein Anliegen: „Ein Vater muß Konsequenzen ziehen können, sonst ist er kein Vater. Dem Staat die Strafen überlassen, das wär' noch schöner. Der Staat hat nichts damit zu tun. Das Gesetzbuch geht mich einen Dreck an. Versündigt hat er sich gegen seinen Samen. Und der Same bin ich" — und hat die stärkeren Hände und erwürgt den Sohn, ehe der zudrücken kann.
Die Titelgeschichte, „Eine Seele aus Holz", länger als alle anderen, enthält die Motive sowohl der einzelnen Erzählungen als auch des Erzählers Lind: Die Menschen sind dumm und stumpf, unaufgeklärt oder unaufklärbar, und ihre Seelen — wenn sie welche haben — sind aus Holz. Je nach gesellschaftlicher Stellung symbolisiert sich dies Holz in der Prothese des Kriegsinvaliden oder im Holzhammer, mit dem die Mächtigen die Geschlagenen noch schlagen. Das scheint fatalistisch, aber eine moralische — und deshalb angesichts modernster Greueltechniken höchst politische — Tendenz ist kleidet sie in schwärzesten Humor. Wenn nämlich das Böse in der Natur des Menschen die Bosheit der Gleichgültigkeit ist, wenn die mediokren Holzhirne und stumpfen Herzen (die Verwandtschaft mit dem Märchen wird besonders in der Erzählung vom „Fenster" deutlich) die Lebensverhältnisse aller Menschen bestimmen, dann muß das System von Recht und Gesetz, das natürlich die Leute mit dem härtesten Holz bestimmen und am besten beherrschen, permanentes Unrecht erzeugen; dann ist den aus alltäglichem Holz in Serie gedrechselten Seelen der Märchenglaube nicht mehr gestattet, es gäbe zum Ausgleich für den kleinen David, wenn er nur Glück hat und tüchtig ist, auch mal Gerechtigkeit. In der Titelgeschichte wird der Schwächste, der „Wohlbrecht" mit dem Holzbein, von den Schlauen erst übers Ohr gehauen und dann vom Stärksten mit dem MG erschossen; in der Mördergeschichte ist der Vater der Sieger, der die eigentliche Ursache dazu geliefert hatte, daß der Sohn monatlich killte und nun erhängt werden solle.
So grob, wie manchmal die Knüller, ist der Stil Jakov Linds. Er schont weder Nerven, noch Grammatik. Das macht aber nicht viel aus. Es sind Geschichten, wirkliche — phantastisch wahr.

Heimo Claasen

Lächelnder Schmonzes

Klaus Nonnemann, „Vertraulicher Geschäftsbericht", 11 Geschichten und ein Spiel, 130 S., Walter-Verlag 1961.

In „Die Lesestunde", Zeitschrift der Deutschen Buch-Gemeinschaft, III/1962, bekennt Klaus Nonnemann seine „Schwäche für tapfere alte Leute", da sie uns lehren, „wohin alles führt, letzten Endes, und daß es unter anderem darauf ankommt, ohne Pathos von der Bühne zu gehen."
Unter anderem Schmonzes, der um das Kernstück Nonnemannscher Lebensphilosophie gar zierlich sich rankt und kringelt im Aufsatz aus der „Lesestunde", lehrt obiges Zitat, wohin alles führt, letzten Endes, wenn ein sonst vielleicht nicht so alberner junger Autor sich unbeobachtet glaubt. Oder, lieber Herr Nonnemann, sollte das ein Späßchen sein auf Kosten der ahnungslosen „Lesestunde"-Leser, zu denen ich zähle, weil ich den Werbungen eines jungen Mannes unterlag, dessen Existenz von meinem Beitritt zur Deutschen-Buchgemeinschaft abzuhängen schien? Hören Sie, derart konfuse Späßchen sind nur zu legitimieren durch ein großes literarisches Talent, wenn nicht Genie. Andernfalls sollte man die Lehren der tapferen alten Leute beherzigen und, versteht sich, ohne Pathos von der literarischen Bühne gehen.
Bereits nach Nonnemanns erstem Buch, dem Roman „Die sieben Briefe des Doktor Wambach", fand die breite Kritik, dieser „liebenswerte" junge Autor sei ein „Stilist". Im Vorwort zu den „Briefen" heißt es: „Man möge uns zubilligen, daß wir dem Verfasser der sieben Briefe, Herrn Obervertrauensarzt Doktor Wambach, ausdrücklich unsere Sympathie bekunden." Hier gibt sich der Stilist, auch sprachlich, raffiniert naiv; der Verfasser der „Briefe" versichert den fiktiven Verfasser der „Briefe", also den Verfasser der „Briefe", also den Nonnemann der Sympathie des Nonnemanns, was dem Nonnemann wiederum die Sympathie des breiten Kritikers verschafft, weil der die Nase voll hat von den formalistischen Mätzchen der Berufsavantgardisten, die die Entwicklung ihrer „Helden" vergessen bei formalen Problemen und somit ihren „Helden" wenig Interesse, geschweige denn Sympathie bekunden.
Nonnemann ist einer, der mit lockeren Zügeln die kleine Prosaform reitet, offenbar deshalb, weil sie sich mit einem Minimum an handwerklichem Aufwand reiten läßt — sofern man Stilist ist. Und ein Stilist ist ein Mann, der formale Hindernisse stilistisch umgeht.

Hans Georg Rockemer

Zehn Jahre Akzente

Die Akzente, Zeitschrift für Dichtung, im Hanser-Verlag herausgegeben von Hans Bender und Walter Höllerer, erscheinen im zehnten Jahr. Eine Sondernummer, vorgesehen als Doppelheft, wird im Februar vorliegen. Im Zentrum des Heftes wird ein Symposion unter dem Titel: „Zeitschriften in der Zeit" stehen, in dem sich Herausgeber namhafter Literaturzeitschriften (Bondy, Bense, Steiner u. a.) zum Thema „Literaturzeitschriften" äußern. Nachdrücklich hinweisen möchten wir unsere Leser auch auf eine umfangreiche Arbeit von Peter Weiss über den „Avantgardefilm"; ein Auszug dieses Essays kam im letzten Heft des DISKUS mit freundschaftlicher Genehmigung der „Akzente" zum Abdruck. Wir bedanken uns an dieser Stelle noch einmal für das Zustandekommen dieses Vordrucks.

Die Redaktion

●

Redaktionelle Anmerkung:
Der Beitrag von Peter Weiss („Der Avantgardefilm") in der letzten Nummer des Diskus ist ein stark gekürzter Auszug aus einem längeren Essay, der vollständig in der nächsten Sondernummer der Literaturzeitschrift „Akzente" erscheinen wird. Der Diskus-Auszug kam mit freundlicher Genehmigung der „Akzente" zum Abdruck.

DIE INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFTEN FÜR MODERNE KUNST

DAS KUNSTWERK

L'OEUVRE D'ART THE WORK OF ART

EINE ZEITSCHRIFT ÜBER ALLE GEBIETE DER BILDENDEN KUNST

VERNISSAGE

KUNST · KRITIK · KONTAKTE

DAS KUNSTWERK erscheint monatlich im 16. Jahrgang und bezieht jetzt auch den englisch-amerikanischen Raum in seine Berichterstattung ein durch **Bildberichte von allen wichtigen Plätzen der Welt in deutsch und englisch.** Es kostet vierteljährlich **DM 12,–** + Zustellgebühr, Einzelnummer **DM 4,20**, und kann durch die Post und durch jede Buchhandlung bezogen werden. Umfang 48–60 Seiten, Großformat 21,5 x 27 cm, davon ⅔ Bildproduktionen, 2–4 Farbtafeln. Probeheft DM 3,– durch den Verlag.

VERNISSAGE ist die aktuelle Atelierzeitschrift mit Bilddokumentationen über Kunst und Kunstbetrieb in aller Welt: polemisch – witzig – kritisch. Der 3. Jahrgang beginnt im Oktober 1962. Jährlich 6 Hefte Format DIN A 2 im Umfang von 12 Seiten. Jahresabonnement **DM 10,–** + Zustellgebühr. Einzelnummer **DM 2,40.** Probehefte kostenlos durch den Verlag.

AGIS-VERLAG BADEN-BADEN

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung

1 Kleid gereinigt
liefert: 1 Tag
2.20
2.70

Anzug gereinigt
DM 4.30

rasch - preiswert - tragfertig

Filialen Nähe der Uni: Adalbertstraße 7 / Ecke Kiesstraße · Westendstraße 75

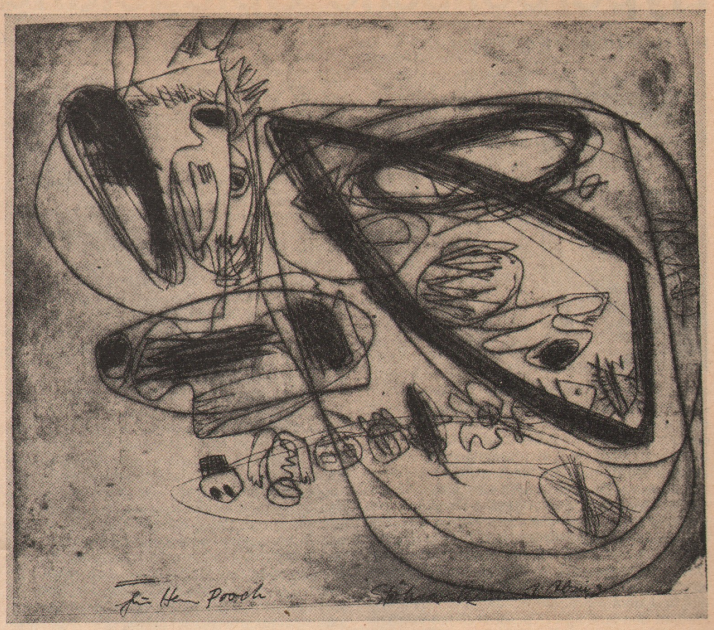
WALTER AUE

Verfilzte Linienfelder

Notizen über die Radierungen von Walter Stöhrer

hier zeigen sich kenntnisse und aktionen die aufkritzeln, notieren, scheinbar korrigieren, hin und hertasten. hier werden artikulationen sichtbar, die mit einer starken bewußtheit über die blätter geführt werden und ihre eigenen texte flechten. an manchen stellen sieht es aus, als ob das beliebige in das falsche und leere schreibend, zurückdrängt, sich wieder aufgedröselt, verknotet und endgültig verfilzt hätte. manches von den linien erscheint geordnet, ohne zögern geschrieben, leicht und heiter und mit größter behutsamkeit festgehalten. so werden äußerungen fixiert, gesten von erregenden vorgängen zurückbehalten, die sich in schrift und zeichen formulieren. so werden linienfelder gebildet, die das flüchtigste und scheinbar abseitigste bildgeschehen einfangen, und die die durchlässigsten und scheinbar beziehungslosesten erscheinungen sichtbar machen und in bezüge setzen.

walter stöhrer ordnet und bewohnt bestimmte bereiche und notiert mit einem übergroßen maß an beharrlichkeit ausgesuchte einzelelemente und summierungen ohne auf unsere vorausgegangenen wünsche und schmerzvollen erfahrungen rücksicht zu nehmen. der inhalt seiner schriftblätter verspricht in vielen fällen keine angenehme, leichte lektüre und erschöpft sich keineswegs in einer feingesponnenen selbstdarstellung. im gegenteil: hier wird ein spiegel errichtet, der uns zur eigenen orientierung dient, der uns mit einer makabren strenge und sinnlichkeit abtastet. es zeigt sich ein nervöses geäder von sensibilität, von aufeinanderbezogenen fortbewegungen, es zeigen sich tierähnliche oder menschenähnliche lebewesen, relikte dunkelster erfahrungen und vergegenwärtigungen, die es bevölkern. die feinnervige kalligraphie wird plötzlich bild, die linie verknorpelt und verflicht sich zu einer schockierenden, infantilen figuration und sie tut dies zuweilen mit der triebhaften lust eines abseitigen, scheinbar krankhaften aufbegehrens: geisterbilder mitten im gebabbel und gestammel des sprachbeginns. so weit zurück, also zu kultischen beschwörungen und höhlenmalereien, die zu priesterlicher magie und zauber, plötzlich die einbeziehung uralter symbolik die uns aus den höhlen von lascaux oder altamira kommend überfiel. dämonenhafte, kreatürliche ungeheuer die einst in die wände graviert wurden, kratzbilder dunkelster nachtzeiten des menschen, fabelwesen, todbringende behexungen von furcht und glauben. hier unterscheidet sich walter stöhrer von den konzentrationen und bewältigungen eines asger jorn oder von den pornographischen kritzeleien, von den hinterlistigen bosheiten eines twombly. hier beginnt sich eine längst vergangene aber immer noch nachwirkende mythologie auszubreiten in denen die friedensvögel, die weißen delphine und sirenen-fische einer götterwelt, die totems und tabus uralter, primitiver stämme, die mesopotamischen hieroglyphen und geheimen zeichen der aufsässigen und verbotenen dicht nebeneinander und übereinander geschichtet wurden. hier werden unsere urältesten, ererbten ahnungen und erinnerungen angesprochen und verdeutlicht, hier wird „übriggebliebenes" nach oben gespült, gebilde, reptile, körperhafte organe und säugetierähnliches ermittelt und befreit. ein spiegel also, der aufzuspeichern vermochte und aus dem es herausquillt an wortgespeichelten, an vibrierenden erregungen von fleischgier und schamhaftigkeit, ein spiegel gegenwärtiger und kommender umkreisungen, in deren mittelpunkt wir uns aufhalten. es zeigt sich ein ganzes konzentrat von neugier und hoffnung, von orakelzeichen und fabulierenden talismännern, es zeigt sich die rätselhafte vielfalt von verwandlungen des menschlichen antlitzes, die flügelflossige, drachenähnliche entwicklung des homo sapiens. so erhalten wir eine fülle von hinweisen und andeutungen des unterbewußten, mit der sonde eingekratzt, spiegelbilder des eigenen ichs das mit leidenschaftlichen kobolden und bestürzenden unterdrückungen gefüllt ist. kein wunder also, daß uns diese bildwelt von



„menschundtier", diese nacktheit von einverleibtem, diese freiheitsliebende besessenheit von verfolgung den atem nimmt.

die radierungen des jungen walter stöhrer sind erregungsnester, sind aushöhlungen und erhellungen tiefster dunkelheiten: sie kreisen uns ein, überhäufen uns mit assozialen, mit spiegelverkehrten umkehrungen, die unvermittelt zupacken, freispinnen und enthäuten, wenn man sich ihnen nähert. stöhrer bietet uns keine anschaulichkeit, der betrachter fühlt sich allein gelassen in seinen zeichen und katakomben und befreit sich erst nach peinlichen passagen unvermeidlicher auseinandersetzungen. Da sind beträchtliche monstren, vielgliedrige, bizarre höhlenzauberer, mit ihren schriftrollen zu entziffern, da sind die geheimschriften selbst, das gestrichel, das geflecht von archetypen und persönlichsten befragungen. all diesem wird ein großes maß an freiheit zugebilligt, eine heftigkeit der anrufung und beziehung aztekischer, indianischer und pygmäischer offenbarungen und übereinstimmungen.

HELMUT HARTWIG

Wozu die Anstrengung?

(Gedanken über Kafka-Kritik und ihre Voraussetzungen)

Martin Walser beabsichtigt eine werkimmanente Beschreibung von Kafkas „Form", beschränkt sich dabei aber auf die sogenannten Romane Kafkas. Soll diese Beschränkung nicht die Berechtigung des sehr allgemein gehaltenen Titels in Frage stellen, so setzt sie bereits voraus, daß Kafkas Prosa dort wesentlich sei, wo sich durch sie poetische Großformen — wie immer man sie nennen mag — konstituierten. An dieser Voraussetzung nun entzünden sich bei der Lektüre Zweifel, und Walsers Buch enthält in seinen Ergebnissen Argumente gegen sich selbst. Als Prinzip höherer Ordnung der Sätze stellt er „Addition", „Variation einer Leerform" fest, deutet diese Einsichten aber dann poetologisch normativ, indem er mit ihnen bewiesen findet, daß es sich bei Kafkas großen Erzählwerken um „Epik" im prägnanten Sinne handele (Hegel, Lukacs): offene Form, kein echter Schluß: der „Prozeß" höre nur auf, Ks' Tod sei nicht gehaltvoll. Diese Aussagen überzeugen. Wird aber damit im Zusammenhang mit den für die besondere Struktur von Kafkas Epik gefundenen Kategorien nicht das Interesse an Kafkas Prosa von ihren epischen Momenten grundsätzlich abgelenkt und auf das an den Feinstrukturen, den Satz- und Bildabläufen reduziert; müßte Walser nun nicht seine Arbeit in dem Sinne einsichtig verwerfen, daß er durch sie seine Voraussetzung verneint findet, daß nämlich Kafkas Prosa in jenen Momenten ästhetisch wesentlich sei, in denen sich poetische Großformen konstituieren? Denn hinter seiner Beschreibung von Kafkas Totalität erscheint die schlechte Unendlichkeit.

Die Art, wie Walser nun die „Leerform" beschreibt, zeigt die Richtung, in die er ausweicht. Führt nicht ein Satz wie der folgende:

„... die Gegenseite drängt zwar darauf, sieht es aber auch mit einer gewissen Genugtuung, wenn die Ks darauf verzichten ..." (S. 77)

die „Beschreibung einer Form" wieder hinter eines ihrer wesentlichen Ergebnisse zurück, daß nämlich Kafkas poetische Welt nicht psychologisch strukturiert oder gar faßbar sei? Gibt es bei Kafka überhaupt etwas, dem der Ausdruck „mit einer gewissen Genugtuung" entspricht?

An solchen Fehlleistungen wird deutlich: je konkreter die Kategorien um so mehr sind sie schon Deutungen diesseits Kafkas, im besonderen Fall hier Trivialdeutungen einer Alltagspsychologie, um so stärker der Widerstand des Werks gegen sie; je abstrakter die Kategorien, könnte man folgern, desto weniger Gefahr, das Werk zu verfehlen, aber auch: desto weniger Hoffnung, es im Konkreten zu erreichen. Wenn nun **Max Benses** „Theorie Kafkas" (1952) gleichsam eine Propädeutik zu Kafkas Prosa sein kann, so liegt das weniger daran, daß sich Bense im besonderen über die Zwangslage, in die Kafkas Prosa seine Deuter stellt, klar geworden wäre, als vielmehr darin, daß im Fall Kafka positivistisches Denken als berechtigte Aufgabe zu übernehmen vermag anzuzeigen, in welchen Kategorien man nicht über Kafka reden darf, um nicht von vornherein das Wesen seiner Prosa zu verfehlen. In abstrakten Kategorien entwickelt Bense eine fundamentale Gegenstandslosigkeit von Kafkas Prosa und beschreibt sie als Überwucherung der gegenständlichen Schicht durch Funktionen. Das ästhetische Gewicht, welches die Beziehungsweisen der Satzteile, Sätze und Bildmomente über deren gegenständlichen Aspekt gewinnen, bringt Bense dazu, auf der Gegenstandslosigkeit jener Prosa auch in dem Sinne zu bestehen, daß durch sie jede Bemerkung zur Gegenständlichkeit, zur Rolle der Bedeutungsdimension, am Wesen der Sache vorbeigehen müsse.

Wenn Bense in seiner Tendenz Kafka gerecht zu werden vermag, so vermag die „Theorie Kafkas" nicht, die ästhetische Feinstruktur des Werks zu fassen. Dazu braucht es einen intensiven Bezug des Werks auf ein ästhetisch leistungsfähiges, geistig lebendiges Subjekt, eine Analyse von dessen Leistungen. Dieser Bezug wird von **Th. W. Adorno** in seinen „Aufzeichnungen zu Kafka" dialektisch hergestellt. Adorno ist zudem der einzige, der sich der Ausweglosigkeit einer Kritik Kafkas bewußt ist, wenn er sie gleichsam als Selbstmord des Kritikers vorführt. Ihm drängt sich der Satz auf: „Jeder Satz spricht: deute mich, und keiner will es dulden." (Prismen S. 304)

— und dennoch wagt er, weiter über Kafka zu schreiben. Ihm erscheint die Reaktion auf Kafkas Prosa als ein permanent gewordenes déja vu, und wenn Bense die Gegenstandslosigkeit von Kafka Prosa behauptet, so besteht Adorno gleichsam darauf, jene Bewegung begrifflich zu fixieren, in der die Entgegenständlichung geschieht. Der Choc, den das ‚wo hab ich das schon gesehen' des Lesers bedeutet, ist der Augenblick, wo die Phantasie aus dem Bild den Begriff gebiert, indem jene Frage zur Induktion des Allgemeinen als des Alltäglichen wird. Indem aber jenes Allgemeine, das die Besinnung — sei es auch als kollektives Bild, Archetyp — findet, das Wesen des Chocs aufhebt, bereitet die Suche nach ihm, das ist die mit jeder begrifflichen Reaktion beginnende Distanzierung von Kafkas Text, bereits den Selbstmord des Suchenden: des kritischen Subjekt vor; und Bense könnte recht behalten, wenn er sagt: was gefunden wird, ist irrelevant, Kafkas Prosa ist gegenstandslos, die Gegenständlichkeit ist nur da, damit die Funktionen ein Medium haben, durch welches hindurch sie rein (abstrakt) zur Herrschaft gelangen können.

Wenn Adorno sich aber bemüht, die Gegenständlichkeit der Texterfahrung als Ablenkung vom Bild zum Begriff zu erfassen, wird er dem Wesen ästhetischer Erfahrung gerechter als Bense, weil er sie in ihrer Bewegung zu charakterisieren sucht. Das Subjekt leben lassen und seine Leistungen beschreiben ist Ziel auf der einen Seite, während die andere die Erfahrung zum Objekt abtötet und dann mit vorgeformten Kategorien erfaßt. Es bliebe nun zu fragen, ob eine konkrete Dialektik von Begriff und Bild sich nicht noch stärker mit dem einzelnen Satz beschäftigen müßte, damit eventuell sichtbar werden könnte, zu welchen residualen Affekten die Entgegenständlichung führt, wieweit nicht dabei grammatische Verhältnisse sich zu Affektlinien gleichsam dinghaft verfestigen: — allerdings dann: zu Ornamenten. Es kann ja nicht übersehen werden, daß die moderne Dichtung sich besonders um Erfahrungen bemüht, die auftauchen, wenn aus dem Begriff die Gegenständlichkeit abfließt, oder wenn in der Gegenstandswelt damit der Unterschied verschwindet. Man denke an Rilkes Malte, an Sartres Ekel, aber auch an Nathalie Sarrautes Tropismen.

Mit der Gegenständlichkeit entzieht Bense nun der Kafkaschen Prosa auch weitgehend ihre historische Substanz, seinem Blick erscheint sie, als habe sie nicht an der Geschichte teil. Das liegt einmal am Grundzug seines Denkens. Ontologisches, phänomenologisches, positivistisches Denken geht auf die Wahrheit als Identisches aus. Zugleich aber ist die Indifferenz von Kafkas Prosa gegen geschichtliches Denken zweifellos einer ihrer aktiven Aspekte, und es ist nicht ganz zufällig, wenn Bense die Vertauschbarkeit eines Kafkaschen Textes mit einem von Descartes chocierend vorzuführen vermag. Wenn aber an einer anderen Stelle ebenso überzeugt wie die Öffnung der abstrakten Kategorien auch deren gesellschaftliche Deutung vorgenommen wird, dann beginnt das Bewußtsein die Methode erneut zu überprüfen. Bense schließt nämlich an die theoretische Bemerkung: „K. funktioniert, aber existiert nicht ..." (S. 106) den Satz an: „Das Unglück Ks. besteht darin, kein Funktionär werden zu können, aber es zu müssen, um existieren zu können." (S. 107)

Die hier von Bense bemerkte Verlagerung des Wesens von der Substanz (Existenz) zur Funktion wird durch eine solche Bemerkung ohne Zweifel zum historischen Index des Textes, zum besonderen Gehalt von Kafkas Prosa, die damit jene Auffassung vom gesellschaftlichen Gehalt der Gegenwart illustrieren könnte, die sich in den folgenden Sätzen von Brecht formuliert: „Die eigentliche Realität ist in die Funktionale gerutscht. Die Verdinglichung der menschlichen Beziehungen, also etwa die Fabrik, gibt die letzteren nicht mehr heraus ..." (Zitiert in Adornos „Balzac-Lektüre" Noten II S. 29).

Wenn aber das Übergewicht der Funktionen Spezifikum moderner Realität sein soll, wie kann es dann als Wesen von Descartes Prosa erscheinen, ohne daß die Aussage ihren historischen Anspruch verlieren müßte, und was sagt dann eine solche Bemerkung über Kafkas Prosa im besonderen aus ...?

Die Verflüchtigung der gegenständlichen Schicht in Kafkas Prosa wird nun durch alle Unterschiede der Betrachtung hindurch von den zitierten Kritikern als Verlust der ästhetischen Dichte von Kafkas Prosa registriert. Die ästhetische Fragwürdigkeit der extensiven Totalität von Kafkas großen Erzählwerken rechtfertigt nachträglich Benses Reduktion auf Theorie, entzieht — indem der Begriff „Variation einer Leerform" sie feststellt, Walsers Arbeit nachträglich die Voraussetzung und erscheint bei Adorno in Hegels Begriff der schlechten Unendlichkeit: „Die Darstellung des Vieldeutigen, Ungewissen, Versperrten wird endlos wiederholt, oft auf Kosten der überall angestrebten Anschaulichkeit. Die schlechte Unendlichkeit teilt sich dem Kunstwerk mit ..." (Prismen S. 316).

Sollte nun wirklich die bedeutende Schicht, die Gegenständlichkeit, in Kafkas Prosa ästhetisch so indifferent sein, dann ergibt sich die radikale Frage: Wozu die Anstrengung? — und Adorno fragt S. 316 tatsächlich so, ohne daß er doch eine Antwort bereit hätte, die den gängigen Begriff vom Kunstwerk energisch angriffe. Für das traditionelle ästhetische Bewußtsein stellt sich nämlich vor so tendierenden Texten das Problem einer Integration der „Langeweile", die eben nichts anderes wäre, als das unbefriedigte Bedürfnis nach Gegenständlichkeit oder anders: der Anspruch der Phantasie auf Beteiligung an der Rezeption des Kunstwerks. Daß aber die jüngsten Tendenzen in der poetischen Behandlung von Sprache jenen Einspruch als reaktionär ablehnen, zeigen die Versuche einer funktionalen Dichtung etwa im Kreis um Bense, die Schrift Movens, aber auch bedenkenswerter Becketts Textes pour rien. Texte, die das Denken zum Verzicht auf Anschauung und begriffliche Abweichung von ihnen zwingen, zwingen es, an ihnen zu erlöschen.

So wäre denn die Intention von Kafkas Texten, daß jeder Ansatz über sie moralisch, metaphysisch, psychoanalytisch, soziologisch zu sprechen als Unwahrheit und damit letztlich distanzierendes Denken überhaupt als Unsinn designiert würde, womit tatsächlich jede Deutung oder Kritik zum Selbstmord des kritischen Gedankens führen müßte, was nun aber nicht weiter tragisch wäre, wenn ihm die Zeit des Untergangs und mit ihr auch Leben zugestanden wäre. Damit wäre aber nichts angegriffen, denn so versteht Dialektik Denken. Wird aber die Negation des Begriffs zum ästhetischen Gehalt, dann wäre jeder Satz über solche Prosa ausweglos positiv oder wie Adorno sagt: „Vorweg Apologie der Welt". Bliebe nur noch die gegenstandslose Figur der Verneinung als Gehalt. Bedenkt man nun, daß Kafka seine Manuskripte vernichtet haben wollte, so kann man sich nur schwer dem Gedanken entziehen, daß er das Dilemma seiner Produktion geahnt haben mag, daß er vielleicht keinen hinreichenden Grund gefunden haben könnte, warum er anstatt einer Seite fünfhundert Seiten schreiben sollte, weil doch eine Satzperiode von ihm bereits die Totalität: nämlich seine Deutung enthielt. Dann aber hätte er seinem Werk nur einen ornamentalen Gehalt zugestehen können, was aber heißt dann nur ...?

●

Literatur:
Th. W. Adorno: Prismen Berlin-Frankfurt 1955
Martin Walser: Beschreibung einer Form. In der Reihe „Literatur als Kunst" Hanser Verlag München 1961. Darin „Aufzeichnungen zu Kafka"
Max Bense: Die Theorie Kafkas. Köln-Berlin 1952

Hyperbolische Spiegelungen

HEINRICH FECHER

Zur Prosa Michel Butors

10

Die Photographie der Dinge kann in ihrer Bedeutungslosigkeit Mißtrauen erwecken, da Faktizität die Vieldeutigkeit dem Betrachter auferlegt, der sie in den wechselnden Momenten des Verdachts unterliegt, während sie den Überschuß an Bedeutung suggeriert, indem sie die Erscheinungen aus der Umgebung, an die sie sich gewöhnt haben, vereinzelt. Nun ist aber die Suche nach den Dingen, die nach der asketischen Weigerung, einen Bereich der unabhängig davon besteht, anzuerkennen, bei dem Versuch, den Tautologien der Topik, einem mythischen Interieur, zu entgehen, an einer indifferenten Linie angelangt, auf der sie ihre Wortfolgen im Gleichgewicht hält, dessen einzelne Zustände sich bewegen zwischen der Einförmigkeit des Alltags und seltsamen Verknüpfungen. Die Phänomenologie des Allernächsten entqualifiziert durch Überschärfe den Raum, entzieht ihn der wahrscheinlichen Ordnung hergebrachter Kategorien und läßt so die Geschichte zu einem Schauplatz werden, auf dem die strukturellen Abenteuer ihre Freiheit den zufälligen Veränderungen verdanken, die aber in demselben Augenblick integriert werden, in dem in der Zeit ein Muster entsteht, das sie zurückspiegelt.

„Du hast den linken Fuß auf die Messingschiene gesetzt und versuchst vergeblich, mit der rechten Schulter die Schiebetür etwas weiter aufzustoßen. Du zwängst dich durch die schmale Öffnung und ergreifst deinen dunklen flaschengrünen Koffer aus genarbtem Leder, diesen nicht zu großen Koffer eines Mannes, der zu reisen gewohnt ist, ergreifst ihn mit der rechten Hand, die trotz seines geringen Gewichts warm geworden ist, weil du ihn bis hierher getragen hast ... Deine Augen sind noch nicht richtig geöffnet und wie durch einen leichten Rauch verschleiert, deine Lider sind trocken und brennen, die Haut an deinen Schläfen ist gespannt und wie in kleinen Falten erstarrt, dein Haar, das sich lichtet und grau zu werden beginnt, was zwar anderen verborgen bleibt, nicht aber dir und auch nicht Henriette oder Cécile und nicht einmal mehr den Kindern, ist etwas wirr, und dein ganzer Körper ist in den Kleidungsstücken, die ihn einzwängen und behindern, in seinem Zustand unvollkommenen Wachseins wie von prickelndem, kohlesäurehaltigem Wasser umspült, in dem zahllose Infusionen schwimmen. (Modifikation S. 7)

Unterschwellige Beobachtungen sind das Medium, in dem sich die Perspektiven der Du-Form, die die Sichtweise des ganzen Romans „Die Modifikation" bestimmt, überlagern. Das Äquivalent jedes flüchtigen Reflexes vertrauter Wahrnehmung löst sich auf in der Mikroskopie der Sätze, die den Leser anreden, ihn erschrecken, wenn er sich identifiziert, durch die Allgegenwart eines Zuschauers, der zusieht, dem gleichzeitig zugesehen wird, der drinnen und draußen registriert, bis ein Name die Illusion stört, bis die ambivalente Figur, mit der er sich eingelassen hat, ihre Wirkungsweise (zahlreiche Infusionen), in der Vergleichsebene abbildet. Die gezielte Verwirrung des Eingangs, die zu fiktiven Reaktionen perspektivischer Drehung herausfordert, ist wenig später wiederholt, der Mechanismus in ein Verhältnis von Gegenständen übersetzt, indem eine Aktentasche als die erläuternde Überschrift ihres Besitzers erscheint und in der Erklärung dieses Sachverhaltes ein Kommentar gegeben wird, der ein Hinweis auf die bewußte Anwendung der festgestellten Verkehrung enthält ...

„... die wenngleich sie nicht aus Worten, sondern einer Sache besteht, doch nicht weniger erklärend oder weniger rätselhaft ist." (Mod. S. 8)

Im Konjunktiv oder in Klammern hat Butor als letzte Stufe der Spiegelfolge Totalität angedeutet – ironische Beruhigung des gesunden Menschenverstandes – die dem herkömmlichen Erzähler zukam, der sich noch nicht die Beschränkung auferlegt hatte, eine epische Monade in einem Zusammenhang unablässiger Verifikation an der Oberfläche der Erscheinungen so zu beschwören, daß sie zu phosphoreszieren beginnt, trotz der Gleichgültigkeit des Materials, das sie zitiert, das mit dieser Eigenschaft belastet, die Aufmerksamkeit notwendig auf die Experimente der Erzählperspektive lenkt.

„Hastig und in unaufhörlicher Folge wischen die schwarzen Striche der Zement- und Eisenmaste über die Fensterscheibe, heben und senken, entfernen und nähern, kreuzen, vervielfältigen und vereinigen sich die Telegrafendrähte, in rhythmischen Abständen unterbrochen von Isolatoren, einem komplexen System von Notenlinien vergleichbar, in dem die Töne und ihre Zusammenklänge nicht durch Zeichen, sondern durch das einfache Spiel der Linien angegeben sind." (Mod. S. 15)

Die Faszination, die von solchen Stellen ausgeht, ist die, daß es gelungen ist, eine durch die technischen Mittel beweglicher Reproduktion erreichte räumliche Verzerrung, die den von ihr betroffenen erstarrten Objekten eine zeitliche Dimension hinzugewinnt, in der sie zu zerfließen beginnen, Materie sich in den Verwirrungen einer Geschichte verirrt, daß es gelungen ist, diesen Vorgang zu wiederholen und weiterzutreiben in der metaphorischen Verfremdung der Sätze.

Die übermäßige Konstruktion der Bildfelder läßt den Raum zerspringen, ein Vorgang, den Roland Barthes schon für Robbe-Grillet festgestellt hat, der in noch höherem Maße für Butor zutrifft, da er sich bei ihm in einem einzigen Satz abspielt, die Überlagerungen sich fast lyrisch verdichten und die Zeit in differentiellen Beträgen wirksam ist, Beträgen, die notwendig sind, die Vielzahl der Einstellungen zu integrieren unter der ständigen Vibration der Objekte, während die Objekte bei Robbe-Grillet nacheinander sichtbar werden, sich langsamer bewegen.

Die äußeren Grenzen des Roman-Berichts einer Reise von Paris nach Rom sind die Endpunkte einer großen Komposition, die mit dem Eintreten in das Abteil eines Zuges einsetzt, die abgeschlossen ist, wenn der, dem ein Thema, das die Fabel eines Reiseberichts hätte sein können in den Spiegelungen aller Reisen, die er auf derselben Strecke unternommen hat, vergangen ist in dem ständigen Wechsel der Erinnerungen und Hoffnungen, das Abteil verläßt, wenn ihm nichts bleibt, als das Buch zu schreiben, in dem sich die verstreuten Mosaiksteine einer römischen Liebesgeschichte zu einem Muster zusammensetzen, das auf fatale Art und Weise dem einer Ehegeschichte aus Paris gleicht, indem die Korrespondenz der Dinge eine Verkehrung bewirkt, die man zögert, heimtückisch oder ernüchternd zu nennen, da in der Verquickung beider Themen der Bruch sichtbar wird, der sie im Widerschein derselben zufälligen Bedeutung verbindet und den Mythos der utopischen Stadt, sobald er die Dauer einer festen Form annimmt, zerstört. Die Präzision der Beschreibung läßt die Objekte in einer Unzahl von Ansichten untergehen und, bevor der Reiz sich im Diffusen verliert, erscheinen sie wieder den vorangegangenen bis auf kleine Unterschiede ähnlich, Unterschiede, die zu Anfang die Trennung einer idealen Stadt der Geliebten von einer ganz alltäglichen der Ehefrau zu rechtfertigen schienen, zwischen denen die Assoziationen und Reflexe des Monologs die Übergänge herstellen, bis allmählich jedem Ereignis der einen Sphäre eines der anderen entspricht, so daß durch die endlosen Permutationen von Leitmotiven, Erinnerungen, Figuren, Requisiten ein chaotisches Gefüge entsteht, obwohl jede Einzelheit bis zur Obsession deutlich ist. Äußerste Bestimmtheit verbindet sich mit ihrem extremen Gegenteil, etwa würde ein Zuschauer gleichzeitig mehreren verschiedenen Filmen mit denselben Darstellern zusehen, als würde ein Mann die Tagebücher seiner sämtlichen Reisen Paris—Rom nach einem Plan ordnen, der ihm vorschreibt, Tage, an denen er ganz er selbst war, zu trennen von den Tagen seiner gewöhnlichen Beschäftigung, der dabei aber erkennen müßte, daß die Tage unauflöslich verkettet sind, daß Selbstentfremdung sich an winzigen Details über die fiktiven Grenzen seines Plans hinweg ausbreitet. Optische Spiegelverhältnisse bewähren sich als Verdinglichungen der Reflexion, indem sie die vorbeilaufende Fassade des Textes benutzen, dem Blick die paranoischen Möglichkeiten zu offenbaren. Denn je mehr Mühe aufgewendet wird, Einzelheiten zu fixieren, desto gewisser sind die Aussichten in ein imaginäres Zwischenreich für ein Bewußtsein, das einer Sache zusieht, die sich selbst bewegt, nämlich in den Spiegelbildern eines Fensters, eines Tropfens, einer zerfließenden Bierlache oder eines Zitats. Die Unbestimmtheit wird eingeführt durch Verschwinden der Sprache in den Myriaden ihrer Verwendungsmöglichkeiten, dadurch daß die Syntax ihre Objekte solange mit Ereignissen überhäuft, bis sie in diesem auratischen Universum gleichgeordnet und austauschbar erscheinen. Man wird versuchen, sich zurückzuziehen, den Roman für eine Interferenzerscheinung virtueller Zeichensysteme erklären oder Beruhigung suchen bei Sätzen, die, wenn sie schon nicht einen transzendenten Gehalt versprechen, doch immerhin vermuten lassen, daß es darauf nicht abgesehen war, daß die Bedeutungsbewegung unterbrochen werden sollte und ästhetische Überlegungen sich anschicken, einen konkaven Charakter anzunehmen.

„Du sagst dir: man müßte in dem Buch zeigen, welche Rolle die Stadt Rom im Leben eines Mannes spielen kann, der in Paris lebt; man könnte sich die beiden Städte übereinandergelagert vorstellen, die eine die unterirdische Stadt der anderen, mit Falltüren als Verbindungen zwischen ihnen, Falltüren die nur einigen bekannt wären, doch ohne daß es einem gelänge, sie alle zu kennen, so daß es um von einem Ort zu einem anderen zu gelangen, unerwartete Abkürzungen oder Umwege gäbe, daß die Entfernung von einem Punkt zum anderen verschieden sei, je nach dem Grad der Bekanntschaft, der Vertrautheit mit der andern Stadt, daß jede Ortsbestimmung doppelt wäre, und daß der römische Raum den Pariser Raum für jeden mehr oder weniger verändert, Begegnungen ermöglicht oder in Fallen führt." (Mod. S. 301)

Wie ein Übergang ohne die Hilfe von Hinterwelten zustandekommt, läßt sich am Beispiel eines Bildes zeigen, an das sich der Erzähler erinnert, das er vor einer Woche gesehen hat, das er durch die Bemerkung erläutert, daß kein spürbarer Unterschied zwischen den dargestellten und den gemalten Gegenständen besteht, wenn man von dem Rahmen absieht, der das Bild umgibt, das er erläutert durch Hinweise auf die Illusionsmaler des römischen Barock, von deren Werken er augenscheinlich eine Reproduktion vor sich hat, von denen eine andere Reproduktion ein Gebäude darstellt, an dem man mit dem Zug Paris-Rom vorbeifährt. Der Zug der Bilder wird unterbrochen, das Hauptthema erscheint kurz mit den Leitmotiv „auf der Heizungsplatte kreuzen sich die Eisenrippen wie winzige Schienen auf einem Rangierbahnhof." Das Leitmotiv erscheint, um im nächsten Abschnitt in die Erinnerung einer Szene im Zug Paris-Rom überzuleiten, die zwei Jahre zurückliegt, in der die erläuterte Reproduktion des Bildes, anders eingerahmt und verkleinert, wiedererscheint, dasselbe Bild, das Anlaß zu einer neuen Beschreibung ist, die sich auf das Bild der Erinnerung, das in einer Galerie oder das im Zug beziehen kann, das Bild, das sich diesmal inmitten von anderen Bildern befindet, zwischen denen der Erzähler mit den Augen hin- und herspaziert, die so naiv gemalt sind, daß er ihnen eine Geschichte erfindet, so wie er selbst seine eigene Geschichte in dem einen gefunden hat, dem der himmlischen und irdischen Liebe aus der Villa Borghese, dem Bild, das der Leitfaden seiner Gedanken ist, und das zuletzt im Kontext einer Galerie auftaucht, wie sich allmählich herausstellt. Wenn der Leser sich genarrt fühlt von dem Wechsel der Perspektiven, so mag er sich damit trösten, daß er sich schließlich im Louvre befindet, in dem die Bilder nach dem Prinzip zueinander in Beziehung stehen, dem er selbst zum Opfer gefallen ist: der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, so daß Naivität gerade noch das Unbehagen registriert, das reflektiert sein Geheimnis preisgibt als das Befremden über einen Zustand, in dem das Bewußtsein an den Dingen ein Verhältnis aufspürt, in welchem es mit den Dingen konvergiert.

So ist die „Modifikation", auch kein Roman der Desillusionierung im hergebrachten Sinn. Innerlichkeit ist geschrumpft, dem Inventar der Außenwelt im reinen Zusehen ausgesetzt. Das dauernde Changieren der Ebenen erspart sich die Motive, erweist sie als hinfällig, indem Erzähltes nicht Erzähltes repräsentiert und das Subjekt seiner Ohnmacht gewahr wird an der freien Beweglichkeit des objektiven Korrelats. Butor nimmt den Realismus wörtlich. Während die Dinge den Charakter von Waren annehmen, Reklame sich anschickt, die Entstellung zu verklären, indem sie Dinge mit melancholischen Erinnerungen versetzt und ihnen Spuren individuellen Gebrauchs erschleicht, erweist Butor Andenken in der Umkehrung als die Massen-Artikel; so sind Korrespondenzen, die eine wunderbare Verwandtschaft aller Wesen nahelegen sollten, in ihrer Hypertrophie zu verräterischen Zeichen geworden, daß alles allem gleicht und Fiktion so das Schattenspiel des Zustands entziffert, der Sinn in der Verfügbarkeit der Emotionen vortäuscht. Plakate sind Butor die legitime Fortsetzung der Tagträume, an denen entlang sich die Anschauungsräume mühelos ineinanderschieben lassen, einrasten wie bei der Drehung eines Kaleidoskops, das im nächsten Augenblick die Variante bereithält. Die Symbole, nach denen sich einmal Geschehnisse um ein Zentrum ordneten, erweisen sich als Zwangsvorstellungen. Das Endliche erhält einen unendlichen Schein, dadurch daß Gegenwärtiges einen Moment die Utopie der Überlagerung getrennten Realitätsschichten vorwegnimmt, die wieder im Fetischismus des Blicks erstarrt. Die Simultaneität, die in den Bildbezügen aufblitzt, steigert den Zerfall des Bewußtseins, das, gerade da es die Gegenstände betrachtet, begreift und erklärt, die vielfachen Anklänge jedes Andenkens an die anderen sammelt, die Funktionalität einer ästhetischen Welt beständig in prosaischen Spiegelungen bricht. Erkenntnis läßt Sprache die Freiheit gewinnen, oder Freiheit ist die Beweglichkeit der Sprache zur Erkenntnis ihrer Aporie, wenn der Roman den historischen Riß, der ihn von der Realität trennt, in die eigene Gestalt aufnimmt, und im Schein der Dinge einkreist, ihn ununterbrochen wiederholt, ihn an einem geschichtlichen und mythologischen Echosystem verfolgt, bis längst Vergangenes die späten Halluzinationen reflektiert.

Durch die Technik der Reproduktion ist das Individium in der Erfahrung voneinander unabhängigen Wirklichkeiten ausgesetzt, für die eine einheitliche Sprache nicht vorhanden ist. Es ist einem Chaos von überlieferten Bildern und ihnen entsprechenden Bewußtseinsformen ausgeliefert, die jene klären sollen, dazu aber unfähig sind, da gleiche Namen ständig etwas Verschiedenes bezeichnen. Butor sucht diese Störung zu lokalisieren, indem er den verwirrenden Interferenzen eine literarische Gestalt gibt und die rätselhaften Ergebnisse der Zivilisation in einem labyrinthischen Gedächtnis festhält. Die künstliche Stadt Bleston im Roman „Der Zeitplan" ist die Summe der Bedingungen einer beziehungsreichen Figur, die die Schwierigkeiten des Schreibens rechtfertigt. Jene Bedingungen und diese Schwierigkeiten sind im Werk Butors die Folge einer wechselseitigen Projektion, die dem Werk seine Objektivität verleihen und es vor dem Abgleiten in die Abstraktion bewahren, da Sprache im Bilde ihre Voraussetzung erkennt. So, wenn die langen Sätze des Autors, in denen es ihm mit Hilfe der Stilfigur der Epiploke gelingt, sämtliche Bezüge, in denen eine Sache aufgetreten ist, zu rekapitulieren, wenn die Sätze, ein Äquivalent auf den Wandteppich des Museums in Bleston finden, deren wesentlicher Zug darin besteht, ...

„... daß die gleichen Personen dreimal erscheinen, z. B. auf dem fünfzehnten Teppich, dem „Abstieg in die Unterwelt", Theseus und Perithoos links vor dem Spalt, der zur Unterwelt führt, Theseus und Perithoos in der Mitte, als sie die Stufen zu dem Thron hinaufsteigen, um Persephone zu rauben, und die gleichen schließlich rechts, beide gefesselt in die tiefsten Tiefe dieser Höhle, Handlungen, die eine gewisse Zeit dauern, was sich auf noch verblüffendere Weise in dem Umstand ausdrückt, daß die gleiche Gestalt an Ereignissen teilnehmen kann, die offensichtlich durch mehrere Jahre von einander getrennt sind." (Zeitplan S. 249)

Jede Textstelle des Romans sammelt wie in einem Brennpunkt den Widerschein aller anderen, die sich in ihr reflektieren, weist zurück auf eine endlose Reihe von Spiegelbildern, an denen sich ihre Bedeutung vervielfacht, daß Revel, der fiktive Schreiber des Tagebuches, Worte einma! Träger des Lichts nennt. Das Muster des Wandteppichs ist wiederholt im Aufbau der einzelnen Kapitel, die ausgehen von dem Zeitpunkt, an dem Revel sie schreibt, zurückblenden zu dem Zeitpunkt, an dem er den Bericht der Zeit unterbrochen hat, zu der er noch nicht schrieb und sich in einem Bild überlagern, das dem ähnelt, auf dem Theseus in verschiedenen Situationen dargestellt ist, einem Bild, auf dem sich die von entgegengesetzten Perspektiven dargestellten Reihen von Ereignissen brechen. Der Prozeß des Schreibens ist so immer Teil des Romans, da Verhältnisse der schriftlichen Festlegung selbst wieder autosemantisch umschlagen in Ereignisse, die zu entwirren Revel sich vorgenommen hat, Ereignisse, die eine mutmaßliche Parallele zu einem Kriminalroman sind, den ein gewisser Burton unter dem Pseudonym Hamilton veröffentlicht hat, ein Burton, hinter dem sich der Autor des Buches ‚Zeitplan', Butor, eine neue Möglichkeit der pseudonymen Projektion schafft, indem er Burton gesprächsweise die Theorie des Romans aussprechen läßt, den der fiktive Schreiber Revel verfaßt.

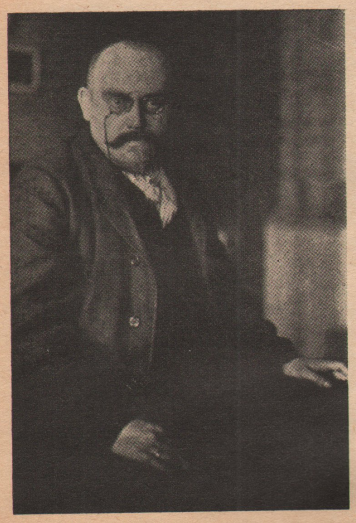
Die Phantasmagorie der Beziehungen umstellt jeden Satz mit historischen und abstrakten Doppelgängern, so daß sich der Leser in seiner eigenen Tätigkeit entdeckt sieht, und in der Literatur die semantischen Antimomien gegenwärtig findet, indem Zeichen auf ein Bild deuten, das selbst wieder auf das Zeichen zurückverweist. Abstraktion wird zu einem epischen Moment. Fragt der Leser nach dem Sinn oder dem Mörder, so gerät er selbst in das Labyrinth der in seinem Gedächtnis sich einstellenden Assoziationen und Bilder des Romans, die ihm sein eigenes Befremden in gerahmten Spiegeln entgegenhalten, während er an ihren langen Reihen sucht, um einen Zeugen seiner eigenen Verwirrung zu finden, während sich ihm eine mögliche Erklärung anbietet, die sich im Lichte anderer Reihen wieder verdunkelt.

Butor zerspiegelt eine Form an ihren Nebenbedeutungen in einem historischen Spektrum, so daß Bildungsrückstände in den hieroglyphischen Zustand der Fakten zurückversetzt sind, mit dem sie in ihrer Unreflektiertheit übereinstimmen. Es ist dann nur konsequent, wenn er in den literarischen Spuren des Kriminalromans die neue Gestalt eines naiven Bewußtseins, die späte Manifestation einer mythologischen Gattung, entdeckt, ein Bewußtsein, das den Detektiv zu sprachlichen Spekulationen herausfordert. Er möchte zwei Leichen ans Licht bringen, die einer Gattung und die einer Stadt, Bleston, das in seiner Architektur die der Gattung konserviert. Dabei muß er gegen die guten Sitten des Kriminalromans, einen Mord und einen Mörder zu erfinden, verstoßen, den Automatismus der Symbole, für die an einer angebbaren Stelle die Entscheidung fällt, als eine Fiktion des Autors erkennen. Der Roman lebt aus der Reaktion der Objekte, aus Analogien, die wegen ihrer Zufälligkeit abgewiesen werden könnten. Der Einwand ist im Gefüge abgefangen. Die Ereignisse führen bis an eine Grenze, zu einem potentiellen Mord, einem Unfall, dessen Implikationen unentwirrbar sind, einer labyrinthischen Deformation, die begrifflich nicht zu rekonstruieren ist, da sie aus Einstellung entwickelt ist, die die Konstruktion des Romanes zusammenzucken lassen. Der Roman entwirft sein eigenes Rätselbild im Menetekel des doppelten Mordes, das den Detektiv als einen Agenten entlarvt, der in der Wiederkehr des immer Gleichen ein bedeutungsvolles Zeichen anbringt, das denkwürdige Erfahrungen verspricht, andere als das Rätsel, das seine Frage ändert mit jeder Antwort, mit der es zum Schweigen gebracht werden soll, Antworten die es als Reklametrick einer Ordnung enthüllt, die ihre Statik mit dem Emblem eines Totem verziert.

FRANZ MON

Paul Scheerbart

Zum Wiedererscheinen seines Werkes



In der langen Reihe der Auferstehungen verschollener literarischer Größen scheint jetzt auch Paul Scheerbart die Stunde zu schlagen. Nachdem es dem bereits 1955 erschienenen Scheerbart-Bändchen der Serie „Verschollene und Vergessene" nicht gelungen war, den Dichter chaotisch-lucider Visionen ins allgemeine Gedächtnis zurückzurufen, versucht es jetzt der Goverts-Verlag mit einer über 700 Seiten starken Ausgabe der „dichterischen Hauptwerke". Aber man begreift sofort, daß dieses extensive Werk mit seinen schwebenden Schilderungen des komisch Irrealen, utopisch Zukünftigen unter dem übermächtigen Druck des Jahrhunderts, das bei Scheerbarts Tod gerade ins Rollen gekommen war, zunächst wieder verschwinden mußte, wie er selbst ja offenbar den Tod angesichts der heraufziehenden Barbarei willig angenommen hat. Im unterschwelligen Zusammenhang mit den ätzenden Prozessen, welche nun alle Realitätsbereiche angreifen, wird in den folgenden Jahrzehnten die Substanz von Sprache selbst in Frage geraten, die Scheerbart nie interessiert hat, zerstört und in ihren winzigsten Kräften mobilisiert, um widerstehen und aufs neue Erscheinung werden zu können. In einer Literaturlandschaft, die unter gewaltigen, sich entladenden Hochspannungen litt und jede ihrer Formen zu überprüfen hatte, vermochte sich das in wilder Sorglosigkeit entworfene Werk Scheerbarts nicht auf der Oberfläche zu halten.

Erst wenn man sich von seiner Inhaltlichkeit löst und die weltanschaulichen Botschaften, die es verkündet, auf sich beruhen läßt, entdeckt man, daß auch Scheerbart bereits eine Dimension der Sprache um ihrer selbst willen freigesetzt, durchgespielt und erprobt hat: die der Bildenthemmung, die der Surrealismus dann kultivieren und verfeinern wird. In naiver Unbekümmertheit um die konventionelle Realität provoziert er Kaskaden irrealer Erscheinungen, Vorfälle, Geschehnisse von präziser Sichtbarkeit. Eine Beschreibung bis in alle Einzelheiten hält sie fest, wie man einen Traum nachträglich einzufangen vermag. Von besonderem Reiz sind die Schilderungen einer imaginären Architektur, die manches vorausahnen, was inzwischen auch unter den Fachleuten entworfen und diskutiert wird. In seinem „Protzenroman" „Rakkóx der Billionär" liest man:

„Ich möchte das Bleibende schaffen!" sagt Stummel, „ich habe zunächst mit den neuen Maschinen größere Höhlungen in den Bergen vorgenommen, die dabei herausgebrachten Stein- und Kalkmassen habe ich draußen am Meeresstrand zu reich gegliederten Terrassenbauten verwandt. Es lassen sich verschiedene Berge ganz leicht in eine rechtkantige architektonische Form bringen, auch mit komplizierten Kurven lassen sich glänzende architektonische Kompositionen schaffen. Die Säle, die im Innern der Rakkóxfelsen entstehen, werden beispiellose Dimensionen erhalten. Wir machen das Dimensionale modern. Die neuen Maschinen arbeiten so sicher, daß Einstürze nicht zu befürchten sind. Unsere Mathematiker arbeiten zudem fast viel zu sorgsam. Am Kasimirfelsen lasse ich den ganzen Gipfel abschneiden, so daß in allen Sälen Oberlicht sein kann. Ich denke mir die Wände der Säle zumeist ganz mit Wohnungen angefüllt — die hinter Vorbauten, Säulenhallen und Balkons jede beliebige Ausdehnung haben können. Um die Wohnungen wird man sich reißen und märchenhafte Summen bezahlen. Vorzüglich wirken die grandiosen Perspektiven, wenn ganze Ketten von Riesensälen neben-, hinter-, über- und untereinander liegen können. Es sind selbstverständlich durch eleganteste elektrische Bahnen die Säle zu verbinden. Die Wagen müssen allerdings ganz im Stile der Architektur gebaut sein. Wir schreiben da wohl verschiedene Konkurrenzen für die einzelnen Stilarten aus. Von außen aber werden die Gebirge einen hinreißenden Anblick gewähren. Die Natur ist tausendfach übertrumpft. Es lassen sich auch im ägyptischen Geschmack große stilisierte Skulpturen herausarbeiten. Immerhin bin ich eigentlich dagegen: die reine Architektur muß allein mit großen Rhythmen wirken und kleinlichen Zierrat verschmähen, wenn er auch noch so groß ist. Die neuen Emailfarben bringen übrigens, wenn man sie vorsichtig zum Rausstreichen der Verhältnisse benutzt, einen verblüffenden Eindruck hervor — und die Farben sind wetterfest."

Die um die Jahrhundertwende aufdrehende Entwicklung der Technik gibt seiner naiven Lust am Phantastischen den Grund, sich auf imaginäre Wirklichkeiten einzulassen. Wie Mombert genießt er die helle Windstille zwischen zwei Jahrhunderten, da die Taue zur Tradition gekappt sind und die Zukunft noch kaum begonnen hat. Das Neue als solches, das Unerhörte, das aufspringt und verschwindet, um wieder Neuem Platz zu machen, reizt ihn. Eine seiner Imaginationen verteidigt er mit den Worten: „ . . . Aber warum soll ich denn die wirklichen Urwälder mit diesem Irrgarten vergleichen? . . . Dies ist doch noch etwas Anderes als ein Urwald. Und da dieser Irrgarten noch etwas Anderes, Neues bietet — so bereichert er uns . . ."

Die Bildenthemmung geschieht als reine Phantastik diesseits der Sprache. Das Spiel der Symbole und Metaphern, das der Surrealismus entbinden wird, ruht noch. Die Sprache ist bloßes Vehikel, das die Konturen und Farben dieser Irrealität nachzuzeichnen hat, nicht ein Wesen eigener Beweglichkeit, das an der Geburt und Verwandlung der Bilder ursprünglich beteiligt ist. Dadurch bleiben die Darstellungen vordergründig, faktisch trotz der Phantastik. Unermüdlich ist Scheerbart neuen Imaginationen auf der Spur, bestreut sie mit den Worten, die ihm gelenkig aus der Feder gehen, als würden sie gesprochen, nicht geschrieben. Er hat mit der Sprachform seiner Manuskripte keine große Mühe, er korrigiert, feilt, verwirft fast nie, wie die Handschriften ausweisen, ja er hat für solche Aufenthalte nur Hohn übrig. Wilhelm Schäfer fragt ihn einmal, was er denn mache, wenn ihm etwas noch nicht recht gefalle. „Ich lese es mir solange vor, bis es mir gefällt!", war die verblüffende Antwort.

Manchmal wirkt das Überdimensionale seiner Schilderungen grotesk, aber es ist bereits das Groteske, das den Ausgeburten des neuen Jahrhunderts innewohnen wird. Scheerbart verrät noch keine Anzeichen der Angst vor dem Heraufziehenden; selbst wo sich aus der Bewegung des Phantastischen selbst das Grauenhafte ankündigt — es geschieht sowieso nicht oft —, beherrscht der glatte Rhythmus des erfreulichen Einfalls die Diktion, etwa wenn es heißt: „In einer Ecke befand sich auch ein Bild, auf dem Schweine in weißen Kochkleidern nackte Menschen an- und aufschnitten; doch die Menschen lebten trotz dieser Prozedur ruhig weiter und sahen mit tiefer Ehrfurcht und Tränen der Rührung zu, ohne zu zucken."

Ironie dringt erst durch, wenn Scheerbart sich auf die politische Organisation der eigenen Gegenwart beziehen kann. Scheerbart lebte in der Hoffnung, die auch uns nicht ganz ungeläufig ist, gerade die furchtbare Entwicklung der Kriegsmaschinerie werde zukünftig die Kriegsführung unmöglich machen — zu seiner Zeit vollzog sich gerade die Einführung des Dynamits und der Luftwaffe ins Potential der Armeen. Er hoffte daher auf ein Äon des Friedens, das seinen Visionen eine reale Chance gäbe. Der Ausbruch des Weltkrieges löschte diese Erwartungen und hat den Dichter selbst gebrochen, so daß er, erst 52jährig, am 15. Oktober 1915 gestorben ist.

JÜRGEN PLOOG

Das Glück der Geliebten des Konditors am dritten Tag

Mikroschnippisch rümpft sie die Pinienlinien um ihre Stupslippen. Die Haarsträhnen über den Hörnchenohren gerieten in Verzücken. Sie wedeln wie Pinien und sie denkt: was geht mich der ganze Dreck? oder sinds Ulmen, die krummen langen Dinger? denkt sie, die unter byzantinischen Arkaden sitzt:

Sommer, Frühjahr oder Altweibersommer?

(gegenüber:) Plakatankleber mit der Quaste spritzt. Zwischen ihm und ihr der Nachmittagsverkehr. In der Ferne bauscht eine windige Fontäne Prinzregentenschaum in den siebten Himmel **welcher** blau.

Der Nachmittag hat Schatten, die den Charlotte-russe-Kranz um ihre Stirn (das Haar/ein paar Gedanken) plastisch machen. Kaffeefleck auf frischem Nachmittagsgedeck. Im Dampf der Kaffeemaschine erschien ein schwitziges Gesicht. Muß heiß sein; gegen halb drei. Klassisch zurück gestreckte Stirn im Unterholz weichen Haarflaums erinnert an Zirkusklaun mit Schminke: Zitronenrouladę (ob ihre Ohrläppchen angewachsen sind?) und Meissner Porzellan. Muß warten unterm Sonnenschirm schön sein!

Ein bürgerlich drapiertes Schweinsöhrchen wird serviert; serviert vom Mädchen pummelich, die Augelchen im Gesichtchen leergeöffelt, schokoladebraun gewesen, kremig verwaschen; mit einem feisten Windbeutelhintern. (d. Verf.)

(In dem möchte Schnhausbesitzer T. mal überwintern (von hinterri) verkehrt rum gelesen

Geliebtenhand wischt Nase puderfrei. Ein kleiner Gewissensbiß über männliche Naturgewalt an eifersüchtigen Körperteilen legt Überlegungsfalten frei. Inzwischen ein paar Gedanken plastisch machen: ists denn halb drei, und hat das ganze Warten einen Zweck? Als wär ein Krümel liegen gelassen **(er!)**: doch mich liebt er aber mich liebt er aber doch liebt er aber doch mich? er aber liebt mich doch er liebt mich doch aber?

Krümel verloren. Schokoladenrand trocknet unterm Sonnenrad am Tassenrand. Ganze Zigarettenschachteln werden liegen gelassen. Ein Teigkinn neigt sich zum Maria-Theresien-Thaler. Sie aber wird den Kopf nicht verlieren: Punkt Komma Strich: so wartet ein Gesicht und folgt dem Messer an der Haut der Kremschnittenmarzipanfrau, dem weichen Bauch, dem zackigen zuckigen Fressermaul. Die dritte Blumenvase auf der Vitrine fehlt (heute). **Die** Stimme hört sich erfinderisch an. Tonfall wie Vertreter spricht; quält sich aus weltanschaulicher Sicht: aber es war doch nichts Schlimmes dabei **oder?** Neisse Linie in Zeitungslettern fett. Ein psychoanalysierender Jodelton wie Delilah bulliges Haupthaar in die Intrigen mischt. (Gegenüber) übersieht **er** im Brustton eines Wunderkinds die eigene Verwirrung. Sie mischt drei Für und Wider, und entwischt. Läßt diese Streitigkeit bis Auto Schonbezüge hatte) zwischen ihr und ihr zurück. Muß Glück am Tortentisch (vermeintlich Liebe) schön sein!

Ihre florentiner graue Strähne den Sonnenstand in Farben mißt: graublau, marmorgrau, taubenblau und meerschaumbleu. Ein hohläugiger Kopf im Straßenstaub. Opernplakat hängt hinterm Sehnsuchtauge. Das andere (Auge) sucht das geliebte Konditorgesicht: den Zwischenraum deckt die Schlägermütze eines Absinthsäufers auf dem Trottoir ihr gegenüber. Aus der Froschperspektive bleiben ihre Nasenlöscher vom Vorhang der Unterwäscheabteilung eines Kaufhauses verhangen. Ohr an Ohr schaut ins lärmige Großstadtgetriebe: das ist Gekröse einer Schillerlocke.

Diese Mignontorte ist zu empfehlen als wärs ein Fischgrätenkorsett aus der erwähnten Abteilung des Kaufhauses (gegenüber). Zu empfehlen meine Liebe. Statt dessen zieht **die Liebe** ihren Hüftgürtel äquatorwärts (denn wir befinden uns auf der nördlichen Halbkugel). Ein leichter Tremor reflektiert das Luchsauge männlichen Geschlechts, dem sie verdächtig vorkommt. Sie senkt den Blick zum Beckenmutterbecken, dem gefährlichsten Körperteil, dem gefährdetsten K . . . Was für ein unverschämter Mensch, dessen Überbeißergebiß in Gedanken wohl an ihrer Blinddarmnarbe ritzelt. Sie drückt den Stuhl zurecht, daß ihr Gesäß vom Nabel aus betrachtet sittsam rundlich sich verhält. Ein Wachsabdruck von Straps **und** Gurt, nur schlecht vertuscht. Ihr Hab **und** Gut, ihr Nabelbuch. Zweihundert aufgeklärte Seiten. Doch bringt sie der Habdichblick ein wenig außer Rand und Band, was sich Hand in Hand mit den Begriffen Wut **und** Glut zu einem Baumkuchengefühl verwindet. Sie sagt: das ist die Ungeduld.

Jetzt ist sie kribbelig. Ein Stück vegetativer Autolärm und dessen Schwingungen bringen die Baumkuchenwindungen ihrer Erziehung durcheinander. Da ist ein Drall zum Schlagrahm müder Süße mit dem gefrorenen Wunsche, daß **so** (wie im Kino, Hand in Hand) die niedlichen Kinder entstehen möchten. Im Kaffeehaus der weiße Schaum, im Nervenhaus vom Mund gewischt, der ihr vorm Munde stehen könnte: jetzt sieht sie weiße Spitzen (den Unschuldstüll auf heißer Ware) auf ihrem Hochzeitsbild, wenn Spitzen vom Mohrenkopf gerissen werden und Rüschen übrig bleiben. Die Gabelästelung schaltet auf Gotteslästerung, und zur Vollendung erstarrt Baiser als Leidenschaft Bizets am Pfahl, der dem Fleisch das barocke Pforzen ausgetrieben: **wir** sind doch fein, gebildet!

Kein Regen wischt die nichtgeweinten Tränen fort: sie liebt ihn doch. Noch darf sie jammern und beim Unvermeidlichen errötet sie weiter oben bei erhöhtem Blutdruck. Man kennt sie doch, die Sandkuchenhaut ihrer Schenkel (die er **so** lieben wird) und sie abends/täglich mit Nußkremél einst pflegen wird, um sie ihm gummiweich zu halten, prophylaktisch.

Sie hatte mal gehört, daß türkische Bäder gegen diesen Erregungszustand helfen sollen — der Waden Fall hielt hochhackiger Damengang.

Sie ging auf die Damentoilette wie wenn sie Schläge auf die Fußsohlen bekäme. Rittlings trat sie über die Brille. Ein linker Zehennagel schnitt den Nylonstrumpf tief in das Leder (des Schuhs). Da sah sie eine Spinne: wenn heute der dritte Tag ist, dann wird sie Glück haben: sie würde auf ihn warten.

LUDWIG HARIG

bilanz 1961

brief nach berlin

du schreibst komm nach berlin
ich bin bei dir mit herz und hand fest ohne reu
bei uns die rampen und raketen wachsen waffen lager bier verbilligte markt preise die freiheit der wirt schafft die vor die aufsichtsräte erz und ehr hart geschmiedet unsre eigen schafften ruhm und ansehn in der welt zu spaß und spott geld eine villa auf ibiza
du schreibst komm nach berlin
ich bin bei dir mit herz und hand granaten ängsten mich
bei euch die mauer und der stachel draht und beere in den gärten hier bei uns die einmach gläser für den winter schlaf und träume wohl stand ein soldat am wolga ufer nach dem freien westen wehn die winde im dezember trinken wir champagner weil berlin verloren haben wir gewettet
da schreibst du komm nach berlin
ich bin bei dir mit herz und hand geld für mein süßes brot

bilanz

dali hext im plexi glas haus macht fünfundzwanzigtausend dollar christ of saint john of the motor cross in buenos aires schon im jänner kanzler ohne kopf grippe in china putsch in äthiopien aufgetaut die blauen seen lugano agno vor saison beginn in deutscher handlungsreise nach kabul und tripo lysistrata partiell gesendet aus dem hafen von recife niemals uns ergebenheit vor salazar hinwegefegt devisen hilfestellungslos experten fasten in den warte zimmer pflanzen show mit wasser orgel pfeifen und zigarren glut im ascher mittwoch ohne kenne die massaker attentäter auf lumumba stranguliert im busch.
kinsky spricht den lieben gott gewollt und nicht gestattet deutschlands kanzler fernseh schau der black & white in leipzig für die d-mark aufgewertet diese spiegel fechterei mit strauß aus rosen für den staatsanwalt der sed in west berlin genehmigt schweinefleischtransport nach osten wolln wir reine machen in angola und die laos krise nach dem start geglückte weltraum fahrt ins all gemeine jubelfeste drüben und entsetzen hier bei nasa-konferenzen streng geheime kap canaveral berichte auch wir werden bald wieder jaeger wieder hängen flunkersteiger in der eigernordwand paras in paris?
pfingsten an die see boom der böhmen köln am reine konjunktur tendenz der fdp zu retten was zu retten ausgezogen nach jerusalem servatius im juni bomben in bolzano wachsende prozesse alkohol am steuer groschen von den bauern der bretagne aufmarschiert kolonnen auf traktoren die revolte schlägt die stunde korn und schrot flinte neben hemingway gefundnes fressen für die schnüffler rollte rotations motor von wankel mut und jürgens knallte der äbtissin schlagt ein schnippchen nerz rasiert auf ockerhellem trench die mode für den herbst manöver schon geplant
prozesse schreiten vor die politik in caux gerüstet geht im krebs doktor issels vor gericht gehalten über gottes lästerlichen texter döhl ich rülpse gehe ex maria rohrbach frei tags hatte dowling seine eintrittskarte schon zum base zum spielball degradiert berlin in brand den fürsprech taktisch eine wahl kampagne ohne sieg und sicherheiten keine welt am strang in ankara menderes in der steppe hammarskjöld der rast lose und erwählte männer der partei und mende fallen um die superbombe des entsetzen und die angst global

schlagzeilen

list und lücke koks von kux schulden und sühne zahleritis in bonn: mein gott was soll aus deutschland werden
rat von ratz daume-druck kraft-akt sechs über sex: mein gott was soll aus deutschland werden
khanfahrt mit jackie lahr pour lahr kubysmus zwischen mars und magdeburg: mein gott was soll aus deutschland werden
strauß-federn kopf-jaeger heye und kleine fische bei grün ist keine hoffnung mehr: mein gott was soll aus deutschland werden
tod des friedensreisenden challe und rauch die halb-starke aus dem henckel-töpfchen: mein gott was soll aus deutschland werden
schlecht und brecht warten auf willie niemals nie brecht vorm kopf: mein gott was soll aus deutschland werden
willy und macht spd am ball flaschen blieben stehen buchmann & caux: mein gott was soll aus deutschland werden
in die pfanne gehauen pen-brüder von ehrhard zu gerhard am arc ohne hymne: mein gott was soll aus deutschland werden
auf umfall-station an der mende-marke hoch auf dem selben wagen erich währt am längsten: mein gott was soll aus deutschland werden

Cäciliengarten – Balkonenübergeg

WOLFGANG MAIER

Am Mittag steigt sie violett
mit einem grünen Fisch im Mund
an dem sie langsam aber sicher kaut
grün und violett steigt sie aus ihrem Bauch

Es scheint Gesetz ihr grün und violett
bei einundzwanzig Grad um vierzehn Uhr
bei vierzehn Grad um einundzwanzig Uhr
um welche Zeit sie einen grünen Fisch verdaut

Sie zeigt sich zweimal tags an einem Ort
wo wirklich Licht den Schatten gründlich mischt
wie Lehm und violett das grüne Hüftgesicht
das grün sich mischt mit einem grünen Fisch

Sie bleibt nicht dort wo grünes Licht sich mischt
sie geht nicht fort wo Licht sich anders mischt
sie zeigt sich hier und dort um zwei
um einundzwanzig Uhr die schwülste Zeit
zeigt sie sich braun wie Lehm in einem Kleid

finistische schlemmerei

KURT SIGEL

Herr ober ein bitterschnaps mit rührstück von rahm
ein beinjuck mit grind und ein schornfeger lahm
ein blindevogel mit busch die wirtin zerbrockt
ein abend in sirup die sandbank gelockt
rosa erinnern in schaum und traumiger brühe
und beben im herzgang mit rosen und frühe
als bestes verwestes voll maden die köchin gesotten
frisch eingestocktes von fresskessen motten
radfahrer in gläsern geschälte bauern nach wahl
und lipp und schamripp in soße so mundet das mahl
bald schwitzt uns der witz um den tisch in der mitte
bei uns ist's in leimen beim schleimen so sitte
und munter gehts drunter wir wollen noch mehr
drum holt uns blöde poeten und weibsbilder her
mit schenkeln wie honig und gesprenkelten henkeln am po
wir kratzen den batzen und sind ihrer froh
ein singendes huhn ein geflügelter hebammenchor
die kitzeln den nabeln mit gabeln was vor
ein bunker spielt trommel ein schornstein die geige
am himmel wächst schimmel und heulend zur neige
geht endlich der tag und die blasse oblate
des mondes frißt jäh eine häßliche made

Foto: Abisag Tüllmann

CHRIS BEZZEL

die rinder im
freien nachts die
rinder im freien er
stochen nachts die
rinder im
freien faulend
feucht auslaufend
nachts gegen morgen
die rinder
niedergebrochen
umherliegend nachts
im gift ihrer
flüssigkeit nachts
glänzend vor dem
untergehenden mond im
leichten frühwind angst
vor verseuchung der
ekel vor dem
pestgeruch nachts die
angst beim
anblick der
blutdürstig plötzlich er
stochenen rinder
nachts vor den
vorquellend kugelig
gläsernen augen den
augen dieser großen
tiere nachts das
grauen nachts
vor den mördern im
dorf das
grauen in der
pestigen stille bei den
faulenden tieren
nachts gegen
morgen im
frühwind

CHRIS BEZZEL

ragt
ragt schwarz ins
schwarze ins leere ins
schwarze am abend im
blut im moos im
blut in der hand
doch die
wurzeln ins leere doch
schwarz schrie schwarz ins
leere getropft trieft
schwarz ins blut im
moos bricht holz zer
bricht schrie das
mädchen im traum schrie
schwarz zer
bröckelt am abend im
nebel gewiß gewiß doch
grün doch naß doch
schwarz im moos doch
leicht gelöst ge
pflückt im traum im
moos schrie grün schrie
naß geflochten im traum
schrie das mädchen im
moos schrie ins
leere ins
schwarze im traum in den
traum in den
schwarzen traum